Hbks
X
5 z/1,2

Christoph Schiller d. Z. Land=richter in Füssen 1816.

Geo. U. 532 m (1,2

Hbks

X 5 2-12

<36642824250010

<36642824250010

Bayer. Staatsbibliothek

Geographische Unterhaltungen

zur Belehrung

für

Liebhaber der Erdkunde.

Von

[Georg Heinrich]

Kayser,

Professor der Philologie und geschichtlichen Studien am k. Gymnasium in Augsburg.

Mit Kupfern und Karten.

I. Bandes II. Abtheilung.

Augsburg.

In der Expedition der geographischen Unterhaltungen. 1814.

A 160 1307

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nothwendige Vorerinnerung.

Es folgt hier der zweyte Theil desjenigen Abschnittes meiner geographischen Unterhaltungen, welcher ausschließlich dem Menschen, als Bewohner der Erdoberfläche, gewidmet ist. Wenn ich hier die unmittelbare Fortsetzung abbreche und auf einen spätern Zeitpunkt verspare, so geschieht dieses aus wahrer Achtung für das Publikum. Gerade die Aufgabe, welche ich mir in dieser Abtheilung gesetzt habe, fordert die umfassendste Lektüre und die sorgfältigste Benützung der neuesten Quellen. Während den Stürmen des Krieges blieben mir von diesen manche frühere unzugäng-

zugänglich und wie manche neuere schätzbare Mittheilung darf ich mir erst jezt, bey dem nach allen Richtungen wieder frey gegebenen, literarischen Verkehr versprechen? Es ist demnach nothwendig, von den Begünstigungen der Zeit Gebrauch zu machen und an meiner Seite alle Sorgfalt aufzubiethen, um dem Texte dieser Abtheilung in der Fortsetzung Reichhaltigkeit und Gediegenheit, auch Veranschaulichung durch vorzügliche Kupfer und Karten, zu sichern. Es soll und muß künftig in Ansehung dieser den Wünschen des Publikums, ein gleiches Format zu beobachten, auch immer auf die Angemessenheit zum Inhalte des Werkes, strenge Rücksicht zu nehmen, entsprochen werden. Noch ein Theil schließt diesen Haupt-Abschnitt. Dann folgt ein Bändgen mit den schon früher von mir versprochenen Exkursen. In diesen wird zu dem ersten Theile nicht etwa eine dürftige Nachlese gehalten, sondern es werden die wichtigern Gegenstände, meinem gegebenen Versprechen gemäß,

wissen-

wissenschaftlich erschöpft. Uiber Gestalt, Sprache, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Geistesbildung, Religion der einzelnen Hauptzweige der Gattung, werde ich dort die Resultate eines reifern Nachdenkens niederlegen. Vielleicht mögten Einige eine solche Trennung tadeln; allein mir biethen sich Gründe der Entschuldigung genug dar. Ich wollte die Liebe zur geographischen Lektüre auch in diesen Gegenden erwecken. Dazu war nothwendig, daß ich einen Gang der Darstellung wählte, dem das größere Publikum leicht zu folgen vermöchte. Eine streng-systematische Form, ein zu ernster Ton des Vortrages, würde Viele anfänglich zurückgeschreckt haben. Deshalb ließ ich auch häufig lieber Andere ihre Weltanschauung in ihren eigenen Ausdrücken kund geben, als daß ich mein eigenes Urtheil geltend machen wollte. Ist aber ein langer Weg zurückgelegt, so verlohnt es sich wohl der Mühe, einen ernsten Blick rückwärts zu werfen, jede Lücke, die noch bemerkt wird, auszufüllen, was der Verbesse-

besserung bedürftig ist, zu berichtigen, Alles unter festen Gesichtspunkten zu vereinigen. Dieses ist der Exkurse Zweck und so mögen denn auch insbesondere die HH. Recensenten ihr jezt nothwendig nur voreiliges und also irreleitendes Urtheil aufschieben, bis das Ganze geschlossen ist. Dann erst mögen mich gerechtes Lob und gerechter Tadel treffen. Für Kupfer und Karten kann der letztre ohnedem meiner Person nicht werden.

Der jezt erscheinende II. Theil der Hauptabtheilung: die einzelnen Theile der Erdoberfläche, umfaßt die Staaten von Europa und beginnt mit Frankreich. Der Leser erhält hier die neueste Geographie zum billigsten Preise. Das Weitere habe ich in der Vorrede zu diesem neuen Theile ausführlich geäußert.

Augsburg den 25. Oct. 1814.

Kayser, Prof.

Uibersicht des Inhalts

der

II. Abtheilung des I. Bandes

der geographischen Unterhaltungen.

Von den verschiedenen geistigen Anlagen des Menschen.

Allgemeine Betrachtungen. = Seite 1
Beyspiele von den Neger-Völkern. = 3
Von den Miamis. = = = = 7
Kleinschildkröte. = = = = 8

Wie sich der menschliche Geist auch in Arbeiten für Bedürfnisse des Lebens äußerlich kund gibt.

Von der Kunst des Menschen in Bereitung von Geräthschaften. = = = 15

Einige Beyspiele der verschiedenen Aeußerungen des menschlichen Bildungs- und Kunsttriebes.

Von den Sandwich-Insulanern. = 16
Von den Nukahiwern. = = = —

Von

Von Alaksa und Unalaksa. = Seite 17
Den Kaluschen. = = = = 19
Den Californiern, Indianern in Canada, Wilden in Surinam, Afrikanischen Negerländern ꝛc. = = = 20

Von den Wasserfahrzeugen der Völker.

Der Südsee-Eilandsbewohner. = 22
Der Nukahiwer. = = = = 23
Der Grönländer, Eskimos, Aleuten. 24
Der Kodiaken. = = = = 28
Der Indianer in Nordamerika. = —
Der Japanesen, Einwohner von Pegu, Birman, Siam. = = = 29
Von den Ostindischen Massula-Böten. 30

Von der Offenbarung des Kunstsinnes und Geistes in der Musik, dem Tanze und den Spielen der Völker.

Tänze und Musik auf Nukahiwa. = 31
Nukahiwischer Gesang. = = = 32
Stelzenlaufen der Washingtons-Eiländer. 37
Schwimmen derselben. = = = —
Reizende Tänze auf Hapaee. = = 39

Ein=

Eindruck, welchen der Europäische Gesang auf die Van-Diemensländer machte. . . . Seite 49
Kampfspiele auf Hapaee. . . . 51
Tanz auf Wataeo. 52
Tänze der Indianer von St. Jose in Neu-Californien. 53
Tänze in der Colonie San Francisco. 55
Tänze bey den Kaluschen. . . . 56
Bey den Canadischen Indianern. . . —
Tänze bey den Kamtschadalen. . . 58
Kamtschadalische Gesänge. . . . 59
Grönländischer Tanz mit Gesang. . . 61
Tänze der Tscherokesen. . . . 62
Gesänge der Tschaktas. . . . —
Spiele der Neger in Surinam. . . 63
Musikalische Instrumente der Neger. . 64
Tanzbelustigungen der Neger in Brasilien. 67
Liebe der Topinambus für Tanz und Musik. 70
Tänze der Ostjaken. . . . . —
Tänze der Kalmücken. . . . 72
Kalmückische Lieder. 73
Andre Vergnügungen der Kalmücken. . 74
Chinesische Feuerwerke. . . . —

Andre

Andre Belustigungen der Chinesen. Seite 75
Vorzüge der Chinesen in Gartenanlagen. 76
Musik der Chinesen. . . . 84
Chinesische Arie. 87
Ruderergesang. . . . . —
Tänze und Musik der Japanesen. . 88
Theater in China. 90
Theater bey den Birmanen. . . 93
Gesang und Tanz der Afrikaner auf der Küste von Angola. . . —
Sogenannte Kabalen der Neger. . 97
Uiber die Bedeutung von Sanga und Saquila. . . . . —
Beyspiel dichterischen Sinnes in Afrika, von Mungo Park erzählt. . . 100
Gedicht der Negerinn Wheateley. . 102
Gesang und Tanz in Aegypten. . —
Taschenspieler- und Gauklerkünste daselbst. 103
Musik und Unterhaltungen der Isländer. 104
National-Musik der Einwohner der Hebriden. . . . . —
Dudelsak-Conzert. . . . —
Vom Tanz der Griechen. . . . 107
Tanz der Albanier. . . . 110

Mi-

Mimische Stücke, die in Griechenland zur Belustigung aufgeführt werden. . . . Seite 111
Freude an Gesang und Dichtkunst. . 114
Orakelsprüche am Johannisfeste. . 125
Spiele; Fackelrennen. . . . 126
Die Klidona. 127
Der Römische Karneval. . . 128
Italische Improvisatoren. . . 165
Spanische Stiergefechte. . . . —
Der Fandango der Spanier. . . 169
Die Seguidillas. . . . . . —
Volksgesänge im Tyrolischen Hochgebirge. —
Schwänke im Zillerthale. . . 172
Posterli-Jagd der Entlibucher. . —
Die Schwingfeste derselben. . . 173
Kampflust der Tyroler. . . . 178
Der letzte Montag in der Fastnacht in Helvetien. 180
Unterhaltung und Vergnügen des Alpenbewohners. 187
Belustigungen der Russen auf ihren Eisbergen. 190
Vom Schrittschuhlaufen, besonders in Holland. 192

Von den Rußischen Schaukeln. Seite 192
Vom Sacklaufen, den Schießübungen, Pferderennen in Baiern und im Tyrol. 195
Von den Tanz-Unterhaltungen der Krainer in den Winterabenden. . 197
Vom Ringstechen in Nordteutschland. . —
Vom Ihsboßeln in Nordteutschland und besonders im Dithmarschen. . 199

Bayerische Staatsbibliothek München

Schon in der ersten Abtheilung sprachen wir von dem Haupt-Unterschiede, welchen die Sprache geistig unter den unsrer Gattung angehörigen Gliedern bildet. Wir untersuchten dann zuförderst die physischen besondern Eigenthümlichkeiten des Menschen, wir lernten seine Bedürfnisse, die er durch Speise und Trank, durch Kleidung und Wohnung stillt, seinen Zustand der Gesundheit, der Krankheit und seiner endlichen Auflösung durch den Tod kennen. Wir konnten von diesen Gegenständen nicht sprechen, ohne nicht öfter auch auf die ihm inwohnenden einzelnen geistigen und sittlichen Anlagen hinzudeuten. Mit diesen beschäftigen wir uns nun in dieser Abtheilung ausführlich; sie wird den Menschen seinem geistigen Daseyn nach schildern. Auch hier wollen wir unsere Blicke vorurtheilsfrey auf die Völker der Erde richten: denn nur der unbestochne Beobachter kann aus der Erforschung des Menschen reichen Gewinn ziehen.

Wir Europäer leben unter Umgebungen, deren Daseyn dem Nachdenken und der Kunst zugeschrieben werden muß. Tausend Bequemlich-

keiten verleihen unserm Leben immer neue Reize. Die mannichfachsten Genüsse schmeicheln unseren Sinnen, durch die Gesetze sind wir eines dauernden Besitzes und der an diesen geknüpften Annehmlichkeiten versichert, unsre Wissenschaft dringt in die Tiefe der Erde und bis zu dem sternenreichen Himmel, unser Glaube geht über alles Sichtbare hinaus und umfaßt eine höhere geistige Ordnung der Dinge. Durch diese Vorzüge hat der Europäer sich berechtigt gefühlt, den Herrscher über fremde, entfernte Menschen zu machen. Vergleichend hat er sie sich gegen über gestellt und im Gefühle seines Werthes sie entweder nur tauglich zur Knechtschaft oder durch Widerstreit gegen seine Bildung gar verächtlich gefunden. Wenige Männer starken Geistes haben den Menschen überall aufgefaßt, wie er ist, nicht bloß wie er dem Europäischen Auge im Widerspiel erscheint und befangen geschildert wird. Solche Menschen haben die dunkle Seite unsrer sogenannten Bildung so richtig als die Lichtseite derselben kennen gelernt und dadurch sich jenes Uibermuthes entledigt, der nothwendig zu ungerechtem Urtheile führt. Auch in Europa sind die Anlagen verschieden; in unzähligen Abstufungen zeigen sie sich von jener Dumpfheit der Sinne und des Geistes, welche nicht einmahl das nahe Liegende zu durchdringen, irgend einem Lichtstrahle der Kenntniß Zugang zu öffnen vermag, bis zu dem schöpferischen Genie, welches die Fesseln der Gegenwart durchbrechend, in Wissenschaft und Kunst eine höhere Welt schafft. Bey aller Macht

der

der Gedanken, welche über den Nationen verbreitet sind, hat man nur zu oft Gelegenheit, ihren Einfluß auf die Sitten zu vermissen. Blutige Kriege, in denen Menschen für eitle Zwecke fallen, Bestechlichkeit im Gange der Verwaltung, grobe Lüge und raffinirender Betrug im Verkehr, Verstellung im gesellschaftlichen Umgange, Undankbarkeit gegen Wohlthäter, Aberglaube und Unglaube: sind sie etwa so selten, daß wir uns ihres Anblickes nicht täglich zu schämen haben? Wie häufig werden wir von Völkern, welche wir Wilde nennen, an Tugenden übertroffen, während wir ihnen nur in unseren Lastern gleich sind? Dieses wird sich aus dem ganzen Verfolge dieser Abtheilung öfter kund geben.

Welche verkehrte Vorstellungen haben Viele von den Negern in Afrika und dennoch wie viele geistige und sittliche Anlagen besitzen auch sie?

Der Dänische Arzt, Isert, hat in einer Reise nach Guinea schätzbare Nachrichten gegeben. Während er zu Christiansburg, auf der Küste von Guinea war, kam einst ein Neger in das Dänische Castell Kinigstein mit einem andern, der zu ihm in dem Verhältnisse des Schuldners stand und unfähig, zu bezahlen, sich dem dringenden Gläubiger zum Verkauf in die Sklaverey angebothen hatte. Wirklich verkaufte ihn dieser auch an die Dänen.

Der Sohn des Negers, welcher das Loos der Knechtschaft erfahren hatte, erhielt Kunde von

dem Vorfall. In Begleitung einiger Verwandten begab er sich eilig in das Castell der Dänen, um sich für seinen Vater zum Lösegeld anzubiethen. Bey der Zusammenkunft machte er ihm Vorwürfe, daß er nicht nach dem als Vater ihm zustehenden Rechte ihn an die Europäer verkauft habe. Des Sohnes Glück war des Vaters Freyheit. Wer mochte einem so zarten Gefühle widerstehen? Der Gouverneur nahm den Tausch nicht an, obgleich der Sohn schön und von gutem Wuchse war. Beyde wurden gegen das auch von ihren Verwandten verbürgte Versprechen, dem Dänischen Comtoir den ausgelegten Kaufpreis wieder zu erstatten, losgelassen.

Hier zeigt sich eingebohrne sittliche Kraft. Von ursprünglichen Geistesfähigkeiten sprechen mehrere Beyspiele. Annibal, ein Neger, war unter dem großen Russischen Czaar, Peter I., General-Lieutenant und Direktor des Ingenieur-Wesens. Auch sein Sohn, ein Mulatte, erhob sich zum ersten Rang.

Der Neger, Anton Wilhelm, welchen Herzog Ulrich von Braunschweig und dann sein Sohn (1729) in Halle und Wittenberg studiren ließen, wurde auf der letztern Universität Doktor und Privatdocent und zeigte sich als einen Mann von achtungswerther Gelehrsamkeit. Von dem Könige von Preußen hatte er den Titel eines königlichen Staatsrathes. Nach dem Tode des Prinzen von Braunschweig ergriff ihn Schwermuth und er kehrte

in

in sein Vaterland, an die Goldküste von Guinea, zurück.

Lacruz-Bagay, ein Schwarzer auf der Insel Manila, hat eine Karte von den Philippinen gestochen.

Der Mulatte, Lislet Geoffroy, Ingenieur auf Isle de France, war Verfasser mehrerer Abhandlungen und einer vorzüglichen Karte von den Mascarenen.

Der Neger, Jacob Derham, zeigte sich zu Neu-Orleans in Louisiana, als geschickter Arzt.

Als Rechner erwarb sich der bekannte Thomas Fuller, Neger in Virginien, eine gerechte Verwunderung. Schnell lößte er die schwierigsten Aufgaben, welche man ihm vorlegte.

Der Neger, Benjamin Bamaker, war Astronom in Philadelphia.

Dem Neger, Otello zu Baltimore, verdankt man eine ausgezeichnete Abhandlung über die Neger-Sklaverey und über denselben Gegenstand schrieb der Neger-Kapitain, Jacob Elisa Johann, welcher sich in Holland erst der Mahlerey ergab, dann Theologie studirte und als Missionär in sein Vaterland zurückkehrte. Sein erstes geistiges Erzeugniß war eine Lateinische Elegie.

Der Neger, Franz Williams, in Jamaika, schrieb Lateinische Verse und dichtete trefflich in Englischer Sprache.

Der

Der Neger, Gustav Wasa, von Benin, beschrieb seine Schicksale Englisch.

Von dem Neger, Ignaz Sancho, sind geschätzte Briefe in Englischer Sprache vorhanden.

Die Negerinn, Phillis Weheatley, zu Boston, schrieb Englische Gedichte.

Als einen sehr merkwürdigen Mann müssen wir auch den Neger, Gramman Quacy, nennen. Er war auf der Küste von Guinea gebohren und kam nach Surinam. Durch Fleiß, Verstand, kluges Benehmen, machte er sich von den Fesseln der Sklaverey nicht bloß frey, sondern verschaffte sich auch ein anständiges Auskommen.

Bald erwarb er sich unter den gemeinen Sklaven den Nahmen eines Lockomann oder Zauberers. Jezt ward kein Verbrechen auf der Colonie begangen, ohne daß man nicht sogleich nach Grammann Quacy geschickt hätte, um durch ihn auf den Thäter zu kommen. Selten — und dieses war theils Werk des Glaubens an seine Kunst, theils seines Scharfblickes — selten verfehlte man den Zweck. Dadurch ward manches Unglück verhindert und Quacy selbst verschaffte sich oft gute Belohnungen. Das Corps der schwarzen Freywilligen und alle freyen Neger, die in den Kampf zogen, waren ihm zinsbar. Er verkaufte ihnen nähmlich seine Obias oder Amulete, um sie dadurch unverwundbar und also im Streite muthiger zu machen. Während er so der Colonie einen

wohl-

wohlthätigen Dienst leistete, füllte er zugleich seine Taschen und verschaffte sich unter seinen Landsleuten eine so hohe Achtung, daß sie ihn als einen Gott verehrten. Der Stoff zu diesen Amuleten kostete ihn nichts: denn sie bestanden aus kleinen Steinen, Muscheln, abgeschnittenen Haaren, Fischgräten, Federn u. dgl. in kleinen Bündeln zusammengenäht und an einem baumwollnen Streifen um den Hals oder einen andern Theil des Körpers gehängt. So wußte dieser Schwarze, der sich auch Europäischer Kleidung bediente und in dieser mehrmahls abgebildet ist, von den Vorurtheilen seiner Landsleute, über welche er selbst sich erhoben hatte, Nutzen zu ziehen. Mehr als durch diese oder eine andere einträgliche Erfindung verdient er eine dankbare Erinnerung durch die 1730 gemachte Entdeckung einer Wurzel, welche nach seinem Nahmen genannt ist und deren heilbringende Kräfte erprobt sind: der Quassia. Dieses Arzneymittel allein hätte Quacy zu großen Reichthümern behilflich seyn können, allein er ließ sich zu sehr von den Bequemlichkeiten des Lebens locken und zu Zerstreuungen fortreißen. Daher kam es denn auch, daß er eine Menge böser Krankheiten, unter anderen den zu Land unheilbaren Aussatz, bekam. Dennoch erreichte er ein hohes Alter.

In Nordamerika wohnt am Wabasch der Volksstamm der Miamis. Nicht sehr reizend ist das Gemählde, welches Volney von ihm entwirft, verächtlich seine wilde Begierde nach Brantwein

und das Verbrechen, welches seinem übermäßigen Genusse folgt. Und doch fand Volney in Philadelphia ein Kriegsoberhaupt dieser Völker, bey den sogenannten Wilden unter dem Nahmen Mischiknawka, das ist so viel als Kleinschildkröte bekannt, welches sich über seine Umgebungen empor gehoben, sich nicht allein 1791 kriegerischen Ruhm erworben, sondern auch die Nothwendigkeit eingesehen hatte, seinen Stamm von den unstäten Verrichtungen der Jagd und des Fischfanges zum Ackerbau zu gewöhnen. Zu dem Ende besuchte er auch Philadelphia, um den Congreß und die Quäcker anzugehen, ihn bey seinem Unternehmen mit hinlänglichen Mitteln zu unterstützen. Auch hatte er sich bey seiner Ankunft die Blattern impfen lassen und wünschte zugleich, durch dieselbe Arzney von der Gicht und den Flüssen, die ihn beunruhigten, befreyt zu werden.

Es ist uns hier nicht um eine Schilderung der Miamis, wie Kleinschildkröte sie gab, zu thun, sondern in ihm die höhere Anlage, die unter allen Himmelsstrichen gefunden werden kann, aufzuzeigen. Bey dem Gespräche, das Herr Volney mit dem Engländer Wels führte, der in seinem 13. Jahre von den Wilden weggenommen und adoptirt worden war und sich bey dem General als Dolmetscher befand, konnte Kleinschildkröte keinen Antheil nehmen, er ging daher im Zimmer umher und rupfte sich die Haare des Bartes und der Augenbraunen aus. Er war auf Amerikanisch

gekleidet, mit einem blauen Rocke, langen Hosen und runden Huthe. Volney ließ ihn fragen: wie er sich in dieser von der seinigen so verschiednen Kleidung befände? „Man ist — war seine Antwort, sehr genirt, doch schützt es gegen Wärme und Kälte und wenn man es gewohnt ist, findet man es gut.“

Als ihm Volney die Europäischen Systeme über die Geographie mittheilte und zur Verständlichung ihm eine Karte vom östlichen Asien und nordwestlichen Amerika zeigte, so fand er augenblicklich die Seen von Canada, Michigan, den obern See, den Ohio, Mississippi, Wabasch 2c. Das Uibrige untersuchte er mit einer Begierde, welche deutlich zeigte, daß ihm der Gegenstand ganz neu war. Volney erklärte ihm die Möglichkeit des Uibergangs bey der Beringsstraße und den Aleuten. „Aber, sagte er, warum können diese Tartaren, die uns gleichen, nicht auch aus Amerika gegangen seyn? Hat man Beweise vom Gegentheile oder soll nicht jede Nation auf ihrem Boden gebohren seyn?“ Ich weiß — erwiderte Volney — dagegen nichts einzuwenden, aber die Schwarzröcke (dieses ist die Benennung der Missionarien) wollen es nicht zugeben. Die einzige Schwierigkeit besteht nur darin, sich eine deutliche Vorstellung zu machen, welche Race eigentlich die ursprüngliche ist. „Das, erwiderte er lachend, wird wohl für die Schwarzröcke so dunkel bleiben als für uns.“

Die Quäker hatten Kleinschildkröte besucht und ihm unter andern den Vorschlag gemacht, so lange es ihm gefiele, hier zu bleiben, da es ihm, falls es ihm auch für immer beliebte, an nichts fehlen sollte. Als die Quäker weg waren, fragte Volney durch Wels: Ihr kennt diese Leute! sie biethen wenig und selten an, aber man darf auf ihre Anerbiethungen rechnen: was hindert Euch noch bey den Weißen zu bleiben? Geht es Euch hier nicht besser, als am Wabasch? Schildkröte ging nachdenkend auf und nieder und raufte sich Haare aus, bevor er endlich antwortete: „Ja, ich habe mich an Alles dieses schon gut gewöhnt, diese Kleider sind warm und bey meiner Gicht gut, diese Häuser schützen gegen Regen, Wind und Sonne; man hat hier Alles, was zur Bequemlichkeit gehört, an der Hand; auf diesem Markt (er war gerade in der Seconde Street unter dem Fenster) erhält man Alles, was man braucht und man hat nicht nöthig, erst im Walde nach dem Damhirsch herumzulaufen. Kurz, bey uns ist Alles besser; ich aber bin hier taub und stumm. Ich spreche nicht wie Ihr, ich verstehe Euch nicht und Ihr versteht mich nicht. Wenn ich durch die Straßen gehe, sehe ich Jeden in seinem Laden beschäftigt; Einer macht Schuhe, ein Anderer Hüthe, ein Dritter verkauft Leinwand und Jeder lebt von seiner Arbeit; da frage ich mich dann: was kann ich von Allem diesem machen? Gar nichts! Ich kann Bogen und Pfeile machen, Fische fangen, Wildpret schießen und in Krieg gehen,

aber von allen diesen Dingen nützt hier keines. Das zu lernen, was man hier macht, wäre zu langwierig, zu schwer und zu ungewiß, das Alter naht; bliebe ich bey den Weißen, so würde ich den Meinigen, den Weißen und mir selbst unnütz. Was macht man mit einem unnützen Meuble? Ich muß in mein Land zurückkehren.“

Volney fragte ihn: was ihm auf diesem Markte und in der Stadt Philadelphia am Meisten aufgefallen wäre. „Indem, antwortete er, ich diese Welt betrachte (es war gerade Markttag) verwundere ich mich immer über zwey Dinge, die außerordentliche Verschiedenheit der Gesichter und die ungeheure Anzahl von Weißen. Von uns rothen Menschen gleicht zwar auch Keiner dem Andern, Jeder hat sein Gesicht, aber dabey hat man doch ein gewisses Familienkennzeichen. Hier ist eine Verwirrung, die ich nicht begreife. Zehn Weiße gegen einen Schwarzen sind hier und die Züge, die Stirne, die Nase, der Mund, das Kinn, die schwarzen, braunen und blonden Haare, die blauen, grauen und rothen Augen, sind so verschieden, daß man es sich gar nicht erklären kann. Eben so unbegreiflich ist mir die Vermehrung der Weißen. Es sind kaum zwey Menschenalter, (jedes von achtzig Jahren) daß die Weißen ihren Fuß auf dieses Land gesetzt haben und jetzt bedecken sie es schon wie Haufen Mücken und Taons, indeß wir wahren Einwohner, man weiß nicht seit wann, so zerstreut sind, wie die Damhirsche.“ —

„Und

„Und warum vermehrt Ihr Euch nicht auch?“ — „Ach bey uns ist dieses ein ganz andrer Fall! Ihr Weißen habt Gelegenheit gefunden, auf einem kleinen Raum mit Euren Händen Euch sichere, hinlängliche Nahrung zu verschaffen, auf einem Raum, fünfzehn- bis zwanzigmahl größer als dieses Zimmer, sammelt ein Mensch so viel, daß er das ganze Jahr davon leben kann. Hat er noch ein Stück Landes mit Gras besät, so ernährt er Thiere, die ihm Fleisch und Kleidung geben und die ganze übrige Zeit kann er thun, was er will. Wir hingegen gebrauchen zu unsrer Unterhaltung einen unermeßlichen Strich: der Damhirsch, den wir töden, nährt uns nur 2 Tage und dieser braucht ein beträchtliches Stück Landes, um zu wachsen und groß zu werden. Wenn wir daher in einem Jahre zwey- bis dreyhundert essen oder töden, so ist es eben so viel, als wenn wir alles Holz und alle Kräuter verzehrten, wovon sie leben und das ist nicht wenig. Bey diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß uns die Weißen von Jahr zu Jahr von den Ufern des Meeres bis an den Mississippi zurückgetrieben haben. Sie breiten sich aus wie Oel auf dem Wasser, wir vergehen, wie der Schnee vor der Frühjahrssonne. Wenn wir nicht bald einen andern Weg einschlagen: so ist es unmöglich, daß die Race der rothen Menschen sich länger hält.“

Von welcher Unbefangenheit des Gemüthes, von welcher ursprünglichen Kraft des Verstandes

zeugen

zeugen nicht diese hier mitgetheilte Aeußerungen? Würden Reisende mehr in das Innere der Menschen-Natur eindringen, als sie bey Aeußerlichkeiten verweilen und diese zum Maasstabe ihrer Urtheile nehmen; wie viele Beyspiele würden sich außer den hier mitgetheilten und sonst noch reichlich vorhandenen von jenen geistigen Eigenschaften aufstellen lassen, durch welche der Mensch der Gebiether über die Außenwelt ist?

Am Deutlichsten läßt sich der ungeheure Reichthum von Trieben und Anlagen, von muthiger Selbstüberwindung durch die Natur hervorgebrachter Hindernisse, durch Bildung und Noth oder aus freyer Veranlassung, nachweisen, wenn man die Fertigkeiten, durch welche Völker in der Bereitung ihrer Geräthe oft entblößt von scheinbar unentbehrlichen Werkzeugen, verfahren, den Geschmack, der sich in ihren Erzeugnissen ausdrückt, ihre Empfänglichkeit für Freude in Spielen, Musik, Tänzen, ihre geselligen Tugenden, genauer würdigt. Steigt man dann auf zu den Ansichten von Ordnung eines Gemeinwesens, von Tugend und einer übersinnlichen Welt: so wird man zulezt zwar häufig Europäische Cultur vermissen, aber doch jene Uiberzeugung finden, daß auch das edelste Thier, in dem ein der Vernunft entsprechendes Etwas zu herrschen scheint, nichts als ein willenloses Glied in der Naturkette gegen den freygebohrnen, aufwärts gerichteten Menschen ist.

Der Mensch hat einen Kunsttrieb; dieser ist durchaus verschieden von demjenigen, was man an dem Thiere Instinkt nennt. Durch diesen besteht in dem Thiere eine unbedingte Gebundenheit seiner Lebensäußerung. Es handelt gerade so und nicht anders; der Gedanke, der Wille, an Hervorbringungen irgend Etwas zu verändern, mangelt ihm durchaus. Wie kunstvoll auch der Bau des Bibers, wie bewundernswerth das Nest einzelner Vögel ist: immer kehrt eine und eben dieselbe Form zurück. Auf der untersten Stufe der Menschheit hingegen zeigt sich der Bildungstrieb, gestellt unter die Macht des Willens, die Absicht, nicht eine bewußtlos hervorgebrachte Bewegung, leitet die Hand des Menschen. Zeigte sich dieses nicht schon in unserm in der vorigen Abtheilung enthaltenen Abschnitte von der Verzierung, der Wohnung, der Kleidung der Völker? Es wird jetzt auch offenbar werden in demjenigen, was wir nun über die Geräthschaften mehrerer Völker, welche in der Cultur noch nicht weit vorgerückt sind, in dieser Abtheilung kürzlich vortragen: denn wichtigere Gegenstände erfordern auch einen großen Raum.

Von

Von der Kunst des Menschen in Bereitung der Geräthschaften.

Es sey uns vergönnt, auch hier auf einen wesentlichen Vorzug, welchen der Europäer vor den übrigen Erdbewohnern voraus hat, aufmerksam zu machen.

Die Bildung des menschlichen Geschlechts ist wesentlich geknüpft an die Bearbeitung der Metalle. Wer die Geschichte derselben alle Faden hindurch verfolgt, wird auch die Cultur aller Zeitalter am Gründlichsten auffassen. Hat nicht der Mensch die erste kunstgebildete Waffe, hat er nicht die Anmuth und Bequemlichkeit seines Daseyns, hat er nicht seine Begriffe von Reichthum und Armuth nur ihr zuzuschreiben? Es läßt sich daher ohne Uibertreibung feststellen, daß diejenigen Völker, welche in der Bearbeitung der Metalle sich am Meisten ausgezeichnet haben, auch durch ihre Bildungsstufe ausgezeichnet sind. Worauf beruht die sogenannte Größe von Europa als auf der kunstgerechten Fertigung unsrer Waffen, auf der bis zum Unglaublichen gebrachten Bequemlichkeit, die einzelne Geräthschaften darbiethen, auf der Schönheit, die sie in ihren Formen darstellen, auf der Leichtigkeit des Verkehrs, welche durch das zur Münze geprägte Metall entsteht? Wie hoch wir aber auch durch die Kunst, den rohen Naturstoff zu gestalten, stehen: so haben selbst sogenannte wilde Völker in ihrer Art der

Bearbeitung Fortschritte gemacht, welche öfter, bey den weniger vortheilhaften, nur durch die Noth erfundenen Werkzeugen, die höchste Bewunderung erregen.

Auf den Sandwich = Eilanden und anderen Inseln der Südsee sind es die Zähne der Haysische aus der obern Kinnlade, welche zum Schneiden, ja selbst zum Rasiren genommen werden, die der untern werden als Bohrer benützt, indem sie in einem Stäbchen befestigt und bey dem Gebrauche in der Hand gewirbelt werden. Kleine Stücke von Corallen, Madreporen und Milleporen dienen den Nukahiwern zum Raspeln und Bearbeiten der Geräthschaften und des harten Casuarinoholzes; sie haben die Wirkung einer Holzfeile. Die Haut der Haysische wird zum Poliren der Waffen gebraucht.

So unvollständig sind jene Hilfsmittel, durch welche jene Eilandsbewohner ihre Hausgeräthschaften zu Stande bringen und dennoch tragen mehrere der lezteren das Gepräge des Geschmackes. Unsere Leser mögen auf das Blatt sehen, welches eine sehr geschickt geordnete Zusammensetzung der Geräthe und Waffen der Nukahiwer darstellt. In der Mitte befindet sich hier eine Streitkeule, welche am obern Ende mit geflochtenen Haaren eines erschlagenen Feindes geziert ist. An dieser hängt ein Federschmuck, welcher als Zierrath an Händen und Füßen gebraucht wird; zwey zierlich geschnitzte Stelzen, eine von vorne, die andre von hinten, durchkreuzen sich. Ferner erblickt man hier: eine

Fisch=

Waffen und Hausgeräthe der Bewohner von Nukahiwa.

Fischangel, eine Calebasse oder ein Wassergeschirr, eine steinerne Axt, einen Windfächer, eine Ruderschaufel, Steinschleuder, Ohrmuscheln, den Schädel eines erschlagenen Feindes mit Schweinszähnen geziert und einen Halsschmuck.

Die Kleidungen der Nukahiwer aus Zeug oder Bast zu fertigen, ist Sache der Weiber, die Geräthschaften und Waffen sind das Geschäft der Männer, welches sie mit Sorgfalt und Geschmack treiben. Lanzen, Wurfspieße, Streitkolben, sind bey den Einen mit Schnitzwerk, bey den Anderen mit künstlich geflochtenen Haaren der im Kriege erlegten Feinde geziert. Die Schleudern werden aus den Fasern der Cocosnüsse und einer andern Pflanze schön und dauerhaft geflochten. Die Stelzen zeugen von Geschicklichkeit und Kunst. Auf die Verfertigung der Fischernetze verwenden sie mehr Zeit als auf jene der Angeln; die lezteren sind einfach, ohne alle Widerhacken, aus der Perlmuttermuschel gemacht. Die Sonnen- oder Windfächer sind geschickt geflochten. Die Calebassen sind mit Menschen- und anderen Knochen geziert und mit Netzwerk umflochten und an den größeren Eßgefäßen, die einem Trog ähneln, sieht man schlecht geschnitzte Figuren von Menschengesichtern, Fische, Vögelköpfe.

Unter den Geräthschaften der Einwohner von Alaksa und Unalaksa sind einige von einer überaus gefälligen Form. Aus Fischhäuten fertigt man hier Beutel. Die Stelle unsers Europäischen Fin-

Fingerhuths vertrit bey einer Alakserinn ein Fingerüberzug von Leder. Den Ohrenschmuck möchten sich unsere Schönen kaum gefallen lassen. Er ist aus dem Meerzahn, einem Muschelgehäuse, gemacht. Dagegen können sie den geschmackvollen Stickereyen, die man auf Unalaska findet, gewiß eben so wenig als jener Kunst, mit welcher man Taschenbücher aus Stroh flicht, ihren Beyfall versagen. Stiefeln wissen die Unalasker aus dem Fell und den Schaft aus dem Magenschlund der Seehunde so geschickt zu bereiten, daß sie damit Tage lang in Sümpfen und Bächen gehen können, ohne einen nassen Fuß zu bekommen. Bey der Näherey ersetzen unsern Zwirn Rennthier- und Wallfischsehnen. Ein solcher feiner, zierlich gedrehter Faden hat eine Aehnlichkeit mit unseren Darmsaiten, welche, wenn sie dem Wasser ausgesetzt werden, aufquellen und die Naht dadurch undurchdringlich machen. Das Drehen der Faden ist Sache des weiblichen Geschlechts. Im Nähen zeigt dieses eine große Geschicklichkeit. Bey allen Gegenständen ist die Art der Naht verschieden, so daß z. B. die schon in der ersten Abtheilung dieses Bandes (s. S. 125) erwähnten, aus den Eingeweiden der Seehunde bestehenden Regenkleider mit einem ganz andern Stiche als jene aus Vogelhäuten und diese anders als die erstern, die Baidaren (s. u.) und Baidarken aber anders als die Stiefel genäht werden. Die Figuren, die sich auf den feinen Matten, kleinen Körbchen und Taschenbüchern aus Stroh geflochten — einer Nebenarbeit,

1.

1) Aus Stroh geflochtenes Taſchenbuch von Unalaska.

heit, die oft die langen Winternächte ausfüllt — befinden, sind so symmetrisch und regelmäßig, daß sie auch einer Europäischen Hand Ehre machen würden. Dem Strohe, dem Leder und anderen Gegenständen des Putzes, suchen sie auch mancherley schöne und bunte Farben zu geben und bedienen sich zur Erreichung dieser Absicht und in Ermanglung besserer Stoffe, des Urins, den sie durch mannichfache Mischung auf eine sehr vortheilhafte Weise auch zu vielen anderen Zwecken, z. B. auch zur Bereitung der Seife, zu benützen wissen.

In Nebenstunden beschäftigen sich viele Aleuten auch mit mancherley Spielereyen. Vorzüglich schnitzen sie aus Wallroßzähnen, die an Festigkeit das Elfenbein wohl noch übertreffen, verschiedene Figuren von Menschen, Fischen, Seeottern, Seehunden, Wallrossen, Vögeln u. d. gl. Sie verrathen auch in dieser Kunst schon einige Fortschritte.

Die Kaluschen oder Russischen Einwohner von Norfolk-Sound haben es im Korbflechten auch sehr weit gebracht; man flicht aus Baumbast und Gras überaus zierliche und so dichte Körbchen, daß sie sogar zum Wassertragen dienen könnten. Die Weiber verfertigen zu Zeiten Teppiche von der groben Wolle eines vorgeblich wilden Schafes. Ihre kleinen Kästchen zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten und anderen Geräthen zieren sie mit den Backenzähnen von Seeottern und mit kleinen Stückchen von dem polirten Seeohr.

Auch

Auch die Californier verrathen Sinn für das Schöne. Unsere Leser dürfen nur das Kupfer zur Hand nehmen, auf welchen wir ihnen Gegenstände von Neu-Californien und Norfolk-Sound dargestellt haben und ihren Kopfputz, dessen schon an einem andern Orte gedacht worden, den Korb, welcher die Stelle der Suppenschüssel vertrit ꝛc. betrachten.

Bey den Indianern in Canada findet man in weiblichen Arbeiten gleichfalls Kunstsinn. Dieser drückt sich besonders bey dem Ausnähen, dem Sticken und der Verzierung ihrer Mokossiers oder Schuhe aus. Sie bringen hier die Stacheln des Stachelschweines sehr geschickt an und geben ihnen durch Pflanzensaft eine sehr schöne Färbung.

Die Wilden in Surinam äußern in allen ihren Arbeiten viel Geschicklichkeit; außer anderen Geräthschaften fertigen sie aus Rohr ziemlich hübsche wasserdichte Kistchen und Kästen, worinn sie ihre Habseligkeiten verwahren und die man ihrer Leichtigkeit halber ohne Mühe von einem Orte zum andern auf dem Kopfe tragen kann.

In den Negerländern, die Mungo Park in Afrika betrat, fand er die Kunst, den Indigo einfach zu bereiten. Die Neger wußten Schaf- und Ziegenfelle zu gerben und ihnen eine dauerhafte gelbe und rothe Farbe zu geben, sie schmolzen im Binnenlande einen reichhaltigen Eisenstein in einem sehr einfachen und doch zweckmäßigen Ofen und

2.

20.

2) Ein Korb der Indianer in Neu-Californien, der an=
statt der Suppenschüßel gebraucht wird.

1
2
3
4
5
6
7
8

schmiedeten Lanzenschäfte, Messer, Säbel, Beile rc. daraus, in der Goldschmiedsarbeit hatten sie es so weit gebracht, daß sie ihre Armbänder, ihre Ohrengehänge, ihren Halsschmuck auf das Geschmackvollste selbst verfertigten.

Mit dem einfachsten Werkzeuge fertigt der Kaffer Speere, Ketten und metallene Corallen, welche man in Birmingham nicht vollkommner liefert. Auch die Schäfte der Speere arbeitet er sehr nett aus. Viel von seinen metallenen Zierrathen zum Kopfputz zeigen von gutem Geschmack. Zu diesen künstlichen Arbeiten bedarf er nur einfacher Werkzeuge, mit denen er das Eisen, welches er übrigens nicht zu schmelzen versteht, gediegen geschickt schmiedet. Ein Stein dient zum Hammer und ein andrer zum Amboß. Dieses ist der ganze Reichthum seiner Werkstätte.

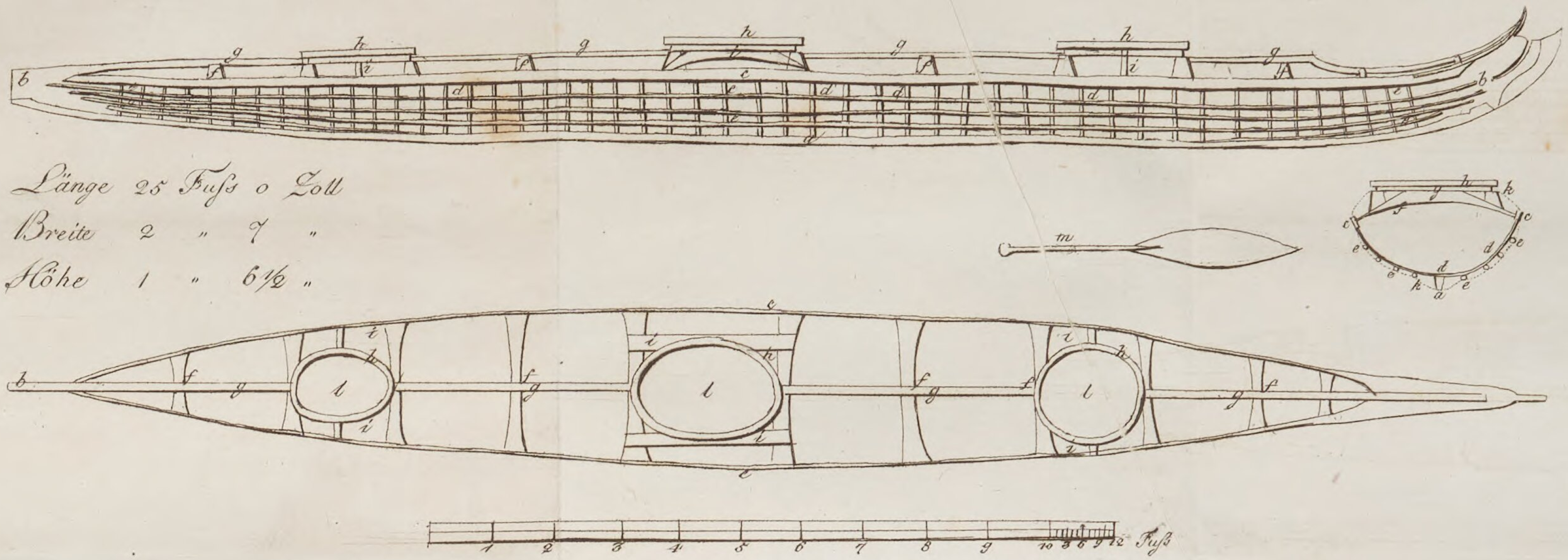
So ist Geübtheit in der Hand und Geschmack in den Arbeiten, welche sie vollendet, nicht bloß den Europäern oder Völkern, welche auf einer hohen Geistesstufe stehen, eigen. Auch das Kühne haben Nichteuropäer schon eher gewagt, als unsre Cultur auf sie einfließen konnte. So hat der Amerikaner in seinem gebirgigen Lande, schon ehe es ein Europäer betrat, an die Stelle von Brükken mit Pfeilern, welche tiefe Wasserrisse und das Ungestüm der Bergströme nicht zulassen, Brükken von Stricken gebildet, welche aus den faserigen Theilen der Agave America verfertigt sind.

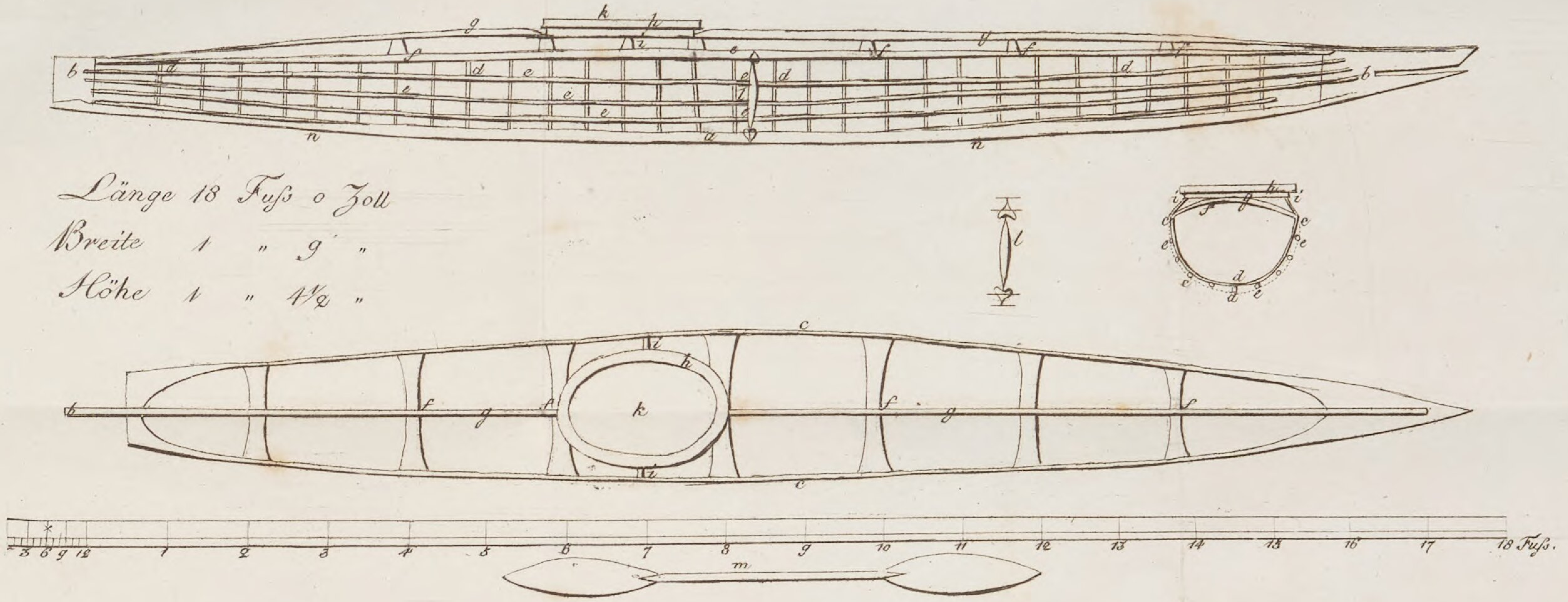
Uiberall

Uiberall legt also der Mensch seine bildende Hand an die Natur, aber in unzähligen Abstufungen gestaltet er den Stoff. Wie lehrreich ist es, die Kunst von der Unbehilflichkeit des wenig gebildeten Menschen bis zu Nationen zu verfolgen, in welchen sich der wahre Kunstgeist nur in einzelnen Formen oder in allen Werken offenbart. Das Porcellan von Japan und Ostindiens prächtige Fabrikate, Persiens künstliche Arbeiten und die Aegyptischen Teppiche von Menuf zwingen uns eben so sehr Bewunderung ab, als die mit ganz vollendeten Werkzeugen ausgeführten Kunstwerke des Britten, welcher selbst statt jener Strickbrücken des Amerikaners Eisen zu gebrauchen weiß und in seinen Steinkohlenwerken von Newcastle den schwer beladenen Wagen nicht einmahl mehr durch Pferde oder Menschen lenken läßt, sondern ihnen durch Mechanismus Selbstbeweglichkeit gegeben hat, so daß sie gleich einem Feenwerk von selbst hin und wieder gehen.

Kunstfleiß und Geschicklichkeit zeigen sich auch in dem Bau der Wasserfahrzeuge vieler Völker, besonders der Eilandsbewohner der Südsee. Unter diesen sind die Canots der Sandwichs-Eilandsbewohner vorzüglich fleißig und sauber gearbeitet. Der Leser findet hievon eine Abbildung: a) sind der Boden und die aus einem einzigen Baumstamm verfertigte Seiten des Canots. b) Auf den Seitenwänden stehen dünne Bretter, welche vorne und hinten etwas erhöht und einander angenähert

Dreisitzige Baidarka von der Insel Kodiak.





Einsitzige Baidarka von der aleutischen Insel Unalaska.

nähert sind. Bey c) hat man die Auslege- und Balancir-Stangen zu suchen. d) ist ein kleiner Balken, der das Wasser berührt und an die Balancirstangen befestiget ist; e) sind Bänke. Zuweilen bedienen sich die Einwohner auch eines von Gras oder Bast gemachten viereckigen Segels, dessen Mast an die vorderste Balancirstange bey f festgebunden ist. Die Ruderschaufel ist durch g angedeutet. Die Schiffahrt mit diesen Canots hat bey den Sandwich-Insulanern große Fortschritte gemacht: denn sie wagen sich damit weit in die See.

Eine solche Vollkommenheit haben die Canots auf Nukahiwa nicht erreicht. Sie stehen in der Schiffsbaukunst hinter den anderen Bewohnern der Südsee-Eilande zurück. Auf der Halbinsel Alaksa dagegen hat man vorzüglich gearbeitete Fahrzeuge. Langsdorf fand hier die in der Abbildung befindliche Baidara, die sich durch ihre Form und zierliche Bauart, den Kunstfleiß und die Harmonie des Ganzen auszeichnete. Auf dem Kupfer sieht man: a) den Kiel, b) den hintern Theil, der mit dem Kiel bey a) zusammengefügt ist; c) das Brett, welches auf dem Vordertheile des Kiels ruht, d) die Queerlatten, welche über dem Kiele liegen, e) Stangen, welche auf den Enden der Queerlatten liegen; f) die Rippen, über welche die Spannhäute gezogen sind und die an den unteren Queerlatten g) befestigt sind, h) inwendig an der Seite angebrachte Latten, auf welchen die

Bänke

Bänke liegen, i) die Sitzbänke, k) zusammengewundene Riemen, welche unter den Bänken in drey oder vier Stellen angebracht sind, damit die Baidara nicht von den Wellen auseinander gehen kann. Bey der Befestigung werden keine Nägel gebraucht, sondern die Stücke mit Fischbein oder Sehnen an einander festgebunden. Das ganze Gestell oder Geripp wird zulezt mit zusammengenähten Seehundsfellen l) überzogen. m) ist die Ruderschaufel.

Die Grönländer, die Eskimos und die Aleuten haben in der Hauptsache ähnliche Baidarken. Sie bestehen aus einem hölzernen, leichten, mit Fischbein zusammen gebundenen und mit Seehundsfell überspannten Geripppe. Sie sind schmal und lang, meistens nur für eine, bisweilen auch für zwey und selten für drey Personen eingerichtet, welche sich in die für sie bestimmten Sitzhöhlen setzen. Ein altes Oberhaupt von Unalaska, dessen Zutrauen sich Langsdorf erworben hatte, versicherte diesem, daß unter seinen Landsleuten in der Erbauung der Baidarken eine Eifersucht herrsche und Jeder einen Stolz darein setze, eine Baidarke verfertigen zu können, welche den hohen Wellen der See Trotz biethe und ihre schäumenden Brandungen mit Leichtigkeit und Schnelle durchschneide. Dasselbe Oberhaupt machte ihn auf die beßte Baidarke der Niederlage und ihren besondern Bau aufmerksam und Langsdorf benützte diese Gelegenheit, eine genaue Ausmessung davon zu nehmen und die geheimen

heimen Kunstgriffe, die dabey gebraucht wurden, zu bemerken. Di Leser erhalten auch eine Abbildung dieser einsitzigen Baidarke. Sie werden folgende Bestandtheile derselben finden:

a) Den Kiel.

b) Bretter, die den vordern und hintern Theil des Kieles und zugleich auch des Botes ausmachen.

c) Die obere Seitenbefestigung.

d) Queer-Reife des Gerippes.

e) dünne Latten, welche der Länge nach auf den Queer-Reifen befestigt sind.

f) Querlatten, welche an der obern Seitenbefestigung c angemacht sind.

g) Eine lange Latte, welche oben auf den Queerlatten f befestigt ist.

h) Ein Reif, der die Größe der Sitzhöhle bestimmt; er liegt auf den Queerlatten f auf und ist auf den Seiten

i) mit zwey Stützen befestigt, die auf den obersten Seitenlatten c aufstehen und an dem Reife der Sitzhöhle festgebunden sind.

k) Die Sitzhöhle.

l) Ein kleines hölzernes Stäbchen, welches etwa 7 Zoll von der Sitzhöhle in der Baidarke in 2 concav ausgeschliffene Nägel oder Tellerchen gestellt

wird. Dieses Stäbchen soll bey stürmischem Wetter die Baidarke sehr unterstützen und sich, wenn das Lederbot gut ist, immer herumdrehen.

m) Die Ruderschaufel.

Alle Reife und Latten sind durch Fischbein oder Seehundssehnen an einander befestigt und das das ganze Gerippe, die Sitzhöhle allein ausgenommen, mit Seehundsfell überzogen. Das hölzerne Geripp der Baidarken verfertigen die Männer; sie bereiten auch die dazu nothwendigen Seehundsfelle und schneiden sie zum Gebrauch zurecht; die Weiber hingegen nähen diese Häute zusammen und wissen den Zwirn oder Faden aus Sehnen von Wallfischen oder Rennthieren sehr geschickt in den bloßen Händen zu drehen.

Die hintere Queerstange der Sitzhöhle f muß mit den benachbarten Theilen sehr fest, die vordere weniger fest verbunden werden. Der Kiel wird gewöhnlich aus 3 Stücken zusammengesetzt, von welchen das vorderste Stück 5, das hinterste 3 ½ Fuß Englisch lang ist. An den Stellen, an welchen die verschiedenen Keilstücke n mit einander verbunden sind, werden in der einen Fläche zwey, sich kreuzende flache Knobenstäbchen über einander gelegt. Dieses wird als ein besonderer Kunstgriff von Vielen geheim gehalten. Nach der Versicherung, die ein Oberhaupt Langsdorf gab, sind diese Knochen von großem Nutzen, weil die Baidarke bey jedem heftigen Stoß der Wellen nachgiebiger ist.

Ein

Ein gutes, frisch gethrantes und neues Lederboot kann bey gutem Wetter und Windstille oder bey sehr mäßigem Winde wohl 12—14 Tage beständig im Wasser bleiben, ohne zu verderben, bey stürmischem Wetter aber höchstens nur 6 Tage, weil alsdann die Nähte nachgeben und Wasser einlassen.

Um eine Baidarke in gutem Stande zu erhalten, muß sie nach jeder Fahrt aus dem Wasser genommen und getrocknet werden. Sollte eine Baidarke auf einem Felsen oder sonst irgendwo auf einmahl einen Riß bekommen, so wird ein Stück Seehundfleisch oder Wallfischspeck, den die Aleuten immer mit sich nehmen, hineingesteckt und der Leck so verstopft. Außerdem ist es auch der Vorsicht angemessen, auf einer Jagd = Excursion mit einem Schiffe der Art immer eine oder mehrere Nadeln mit Sehnenfaden mitzunehmen.

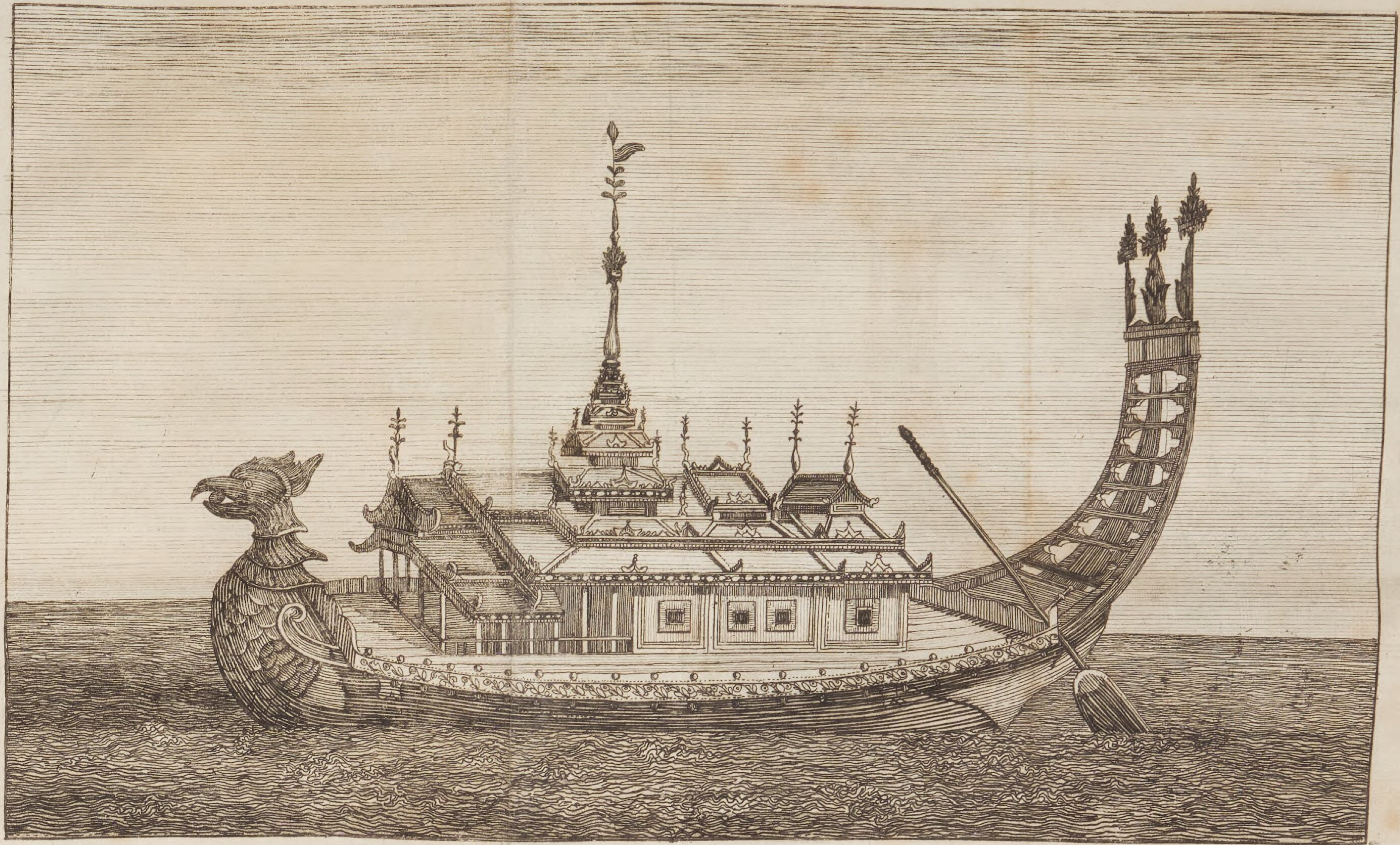
Es gehört viel Uibung und Gewohnheit dazu, sich eines solchen Canots zu bedienen. Die Aleuten gehen aber damit doch oft weit auf die offne See und wagen sich selbst bey stürmischem Wetter auf diese. Kaum hat ein Knabe das sechste oder achte Jahr erreicht, so gewöhnt er sich schon, in diesen Fahrzeugen zu rudern, kleine Modelle von ihnen zu verfertigen und auf dem Wasser Pfeile nach einem Ziele zu werfen.

Bey ihren Seejagden gehen die Aleuten gewöhnlich in Gesellschaft. Tritt ein Sturm ein,

so binden sie die Baidarken zu zwey oder drey neben einander und haben so nichts zu befürchten. Die Sitzhöhle ist noch mit einem Leder versehen, welches sie fest um den Leib schnüren und dadurch alles Eindringen vom Wasser in die Baidarke verhindern.

Die Baidarken auf Kodiak verrathen weder die Genauigkeit, noch den Kunstfleiß der vorigen. Langsdorf hat auch eine Abbildung von einer dreysitzigen geliefert. Das Gerippe und alle einzelne Theile sind mit Fischbein oder Seehundssehnen an einander gebunden. Zum ganzen Fahrzeug kommt weder ein hölzerner oder eiserner Nagel. Ist das Gerippe fertig, so überzieht man es mit einem nassen Seehundsfell, welches vorher wie ein Kleid für das Gerippe zugeschnitten, diesem angepaßt und dann zusammen genäht wird. Nach Langsdorfs Meinung sind diese Baidarken das beßte, bis jezt von den Menschen erfundene Mittel, sich auf dem seichtesten und tiefsten Wasser auf die leichteste, schnellste und sicherste Art von Ort zu Ort zu begeben. Große Seereisen kann man zwar auf diese Art nicht machen, doch schiffen die Aleuten mit diesen Fahrzeugen von Kodiak nach Sitcha, das heißt vom 57° N. und 152° W. bis zum 56° N. und 135° W. Länge.

Der Nord-Indianer Amerika's bereitet sich sein leichtes Bot, welches ein einziger Mensch tragen kann, in der Form einer Weberspuhle. Zum bequemen Forttragen hängt man es vermittelst eines



Ceremonien Jagd des Birmanischen Kaisers.

nes Riemens über die Schulter. Auch die Lachs-Indianer verfertigen ihre Canots geschickt aus Cedernholz und wissen sie gut zu leiten.

Die Japanesen, obgleich wie wir bald sehen werden, ein kunstreiches Volk, stehen im Schiffsbau so zurück, daß, nach dem Zeugnisse Kämpfers, der Bau einer Pirogue der Canadischen Wilden einem Reiseyden größere Sicherheit gewährt, als ein Japanisches Fahrzeug. Auch die Schiffe der Sinesen befinden sich in einem elenden Zustande. Ein andrer Fall ist in Cochinchina, welches in seinen Waldungen das trefflichste Schiffsholz hat.

Im südlichen Theile des stromreichen Asiens hat der Schiffbau sowohl in Pegu als Birman die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen. Die Einwohner besuchen mit ihren Fahrzeugen alle Häven Indiens. Auf dem Irawaddi fand Symes eine sehr bequeme und schöne Barke. Das Verdeck derselben both einen Platz für 32 Ruderer dar. Das Innere war in kleine, niedliche Zimmer abgetheilt. Die Decke und die Wände waren mit weißem Cottun überzogen, den Boden schmückten Fußdecken und schöne Matten.

Die Siamesen, welche die Bewässerung ihres Landes auf die Nothwendigkeit des Schiffbaues hingeleitet hat, haben in diesem selbst Pracht erreicht. Ihre Fahrzeuge, Balonen genannt, bestehen aus einem einzigen Baum. Ein solcher Stamm hält oft 16—20 Klafter in die Länge,

ist aber nur so breit, daß zwey Personen auf einem queer liegenden Brette neben einander Platz haben, um mit verschränkten Beinen zu sitzen.

Die größten Balonen erfordern 120 — 150 Ruderer. Das Vordertheil und das Hindertheil des Schiffes sind stark hervorragend, die Ruder kurz. An jedem Ende hat nur ein Ruder Platz; der Steuermann steht am Hintertheil des Schiffes. In der Mitte ist ein sehr erhabenes bedecktes Gerüst angebracht; dieses ist der Platz für den Herrn des Fahrzeugs. Die Größe und die Verzierung des letztern richtet sich gewöhnlich nach dem Stande des erstern. Oefter hat das Schiff die Gestalt eines Drachen. Kopf, Hals und Schwanz sind artig ausgeschnitzt und haben auch schöne Vergoldung.

Die Ostindischen Böte, Massula=Böte genannt, sind sonderbar gezimmert und überaus wohl eingerichtet, die heftigen Stöße der Brandung zu vermeiden, die hier schon gewaltsam entgegen schlägt. Sie haben keinen Kiel, einen flachen Boden, hohe Seiten und werden mit den Zasern des Cocosbaumes zusammen geheftet und gefüttert. Sie sind außerordentlich leicht und die Eingebohrnen lenken sie sehr geschickt.

Bey dem beschränkten Zweige menschlicher Kunst, auf den unser Blick jezt gerichtet war, länger zu verweilen, würde unseren Lesern kaum Vergnügen machen. Wir gehen daher zu neuen, angenehmeren Gegenständen über.

Von

Von der Musik, dem Tanz und den Spielen der Völker.

Der Kunstsinn des Menschen zeigt sich vorzüglich in dem Ausdruck seiner Freude durch Musik, Tanz und Spiele, welche wir bey den Völkern häufig im genauen Zusammenhang mit der Ausübung religiöser Festlichkeiten finden.

Wir gehen auch bey diesem neuen Abschnitte, der uns länger und vielseitig unterhalten wird, zuerst auf das Eiland Nukahiwa über.

Hier stellen die Oberhäupter oder Vornehmsten eines Thales in der Jahrszeit, wenn die Brotfrüchte in größter Menge reif sind, Volksfeste an, zu welchen sie lange vorher schon Schweine, Cocosnüsse, Bananen und mehrere Arten von Wurzeln einsammeln und aufsparen, um sie bey dieser Gelegenheit mit desto größerer Verschwendung unter das Volk vertheilen zu können.

Eines der vorzüglichsten öffentlichen Feste sind die Tänze, wobey die Theilnehmer umherspringen und mit schnellen Schwingungen der Hände und der Arme mancherley Pantomimen machen, ohne ihren Platz zu wechseln. Sie scheinen verschiedne Handlungen des Lebens, als Steinschleudern, Fischen u. dgl. mehr nachzubilden.

Bey diesen Festen erscheinen die Anwesenden mit den köstlichsten Zierrathen, die sie besitzen.

Die

Die Frauenzimmer sind bey den Tanzfeyerlichkeiten ganz unbekleidet.

Auf den Tanzplätzen, die sich in den ebensten Gegenden der Thäler befinden, sind große, glatte, mehrere Fuß breite Steine auf das Sauberste an einander gefügt.

Die Tanzplätze selbst sind tahbu. Während der großen Feyerlichkeiten finden keine Feindseligkeiten mit den benachbarten Thälern statt und stören den Genuß derselben. Doch trit das Mistrauen auch in den Kreis der Freude. Die fremden Gäste erscheinen nicht unbewaffnet; gewöhnlich haben sie eine leichte Steinschleuder bey sich, welche, um den Kopf gewunden, eher das Ansehen eines Putzes als einer Waffe zur Vertheidigung hat.

Die Musik bey den Festen besteht in wildem Geschrey und dem Ertönen mehrerer, zum Theil sehr großen Trommeln, welche ungefähr die Form eines auf Füßen stehenden Cylinders oder eines Fäßchens haben, welches, von der Erde gemessen, etwa 4 oder 4 $\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß im Durchmesser hat, sauber gearbeitet und mit der Haut eines Hayfisches überzogen ist. Der Platz, wo sich die Musiker befinden, ist für die Weiber tahbu.

Der Nukahiwische Gesang schwebt nur auf Vierteltönen, wagt sich nicht aus der Terz von c bis g und senkt sich bloß bisweilen in das dis. Er ist

ist durchaus unison, wird höchstens von Jünglingen, welche die Tiefe noch nicht erlangt haben, oder, was selten der Fall ist, von Weibern in der Oktav gesungen. Er klingt durchaus schleppend und brummend, düster und melancholisch und setzt ab wie unsre Choralgesänge. Er hat viel Aehnliches mit der Melodie der Litaney: Kyrie eleison oder mit den einförmigen Horas der Mönche.

Die Melodie des Nationalgesanges der Nukahiwer dient bey Todesfällen, Hochzeiten, Tänzen, Schlachtgesängen, Trinkliedern.

Ihre Gesänge begleiten sie bey zahlreichen Zusammenkünften und Volksfesten durch einen taktmäßigen, sehr lauten Schall, welchen sie dadurch erzeugen, daß sie den nackten linken Arm dicht an den Körper andrücken und mit der rechten Hand in die zwischen den Rippen und der innern Seite des Ellenbogengelenkes entstehende Höhlung schlagen. Diese lauten Schläge fallen zugleich nach einem gewissen Takte. Dazwischen schlagen wieder Andere mit der bloßen, hohlen Hand Achtel und es werden zugleich, besonders wenn der Tanz und Schmauß feyerlich ist, Trommeln dazu geholt und nach demselben Takt mit den Händen gerührt. Nach dieser grotesken Musik, welche den schon an sich traurigen und choralähnlichen Mollgesang begleitet, pflegt der Haufe zu tanzen.

Die Trommeln werden besonders bey Begräbnissen gebraucht, bey welchen zwar gesungen, aber nicht getanzt wird.

Herr Langsdorf hat durch Cabri einen Gesang der Nukahiwer erhalten, welcher eine kriegerische Scene bildlich darstellt. Ein Wilder sieht — so kann man sich die innere Verbindung des Ganzen mit Hrn. D. Tilesius denken — in der Nacht auf einer feindlichen Insel Feuer und fragt seine Cameraden: wo ist das Feuer? Sie antworten: auf der Insel Montane (S. Pedro) oder auf Tauata (S. Christina). Man denkt an das Wiedervergeltungsrecht, welches man an seinen gefangenen oder erschlagenen Feinden ausübt; man verlangt Feuer, um den zur Mahlzeit bestimmten Feind zu braten. Sie freuen sich der Heldenthat und aller Nebenumstände, indessen sie doch mit einem gleichsam zurückkehrenden Gefühl des Mitleidens und der Menschlichkeit an die traurigen Folgen und den Eindruck, welchen der Tod des Erschlagnen auf seine Frau und seine Kinder, seine Aeltern und Familie, machen muß, denken. Die zum Beschluß hergezählten Tage sollen vielleicht anzeigen, wie lange man mit Menschenfleisch versorgt ist. Mich dünkt, sagt Tilesius, in dem Texte dieses Liedes liegt Vieles, was den Nationalcharakter dieses Volkes verräth und die sonderbare Mischung von Gutem und Bösem, welches in diesen Wilden vereinigt ist, von Lust nach Menschenfleisch, Grausamkeit und Mitleid, näher zu bestimmen scheint. Herr Langsdorf theilt diese Ansicht nicht, sondern behauptet vielmehr, gestützt auf seine wörtliche Uibersetzung des Liedes, daß diese Eiländer gar keine Empfindung und gar kein

Gefühl

Gefühl von Mitleid haben, wenigstens in diesem Falle, wo sie, nichts Böses gethan zu haben, sich bewußt sind und sich gänzlich der Empfindung der Freude ergeben, indem sie einen Feind erlegt haben und im Stande sind, ihn zu braten und zu verzehren, statt gebraten und verzehrt zu werden.

Das Lied, welches Langsdorf, durch den Franzosen Cabri erhalten hatte, lautet im Urtext also:

1. Hia - t - eama äh?
2. J. Tauata *) oh?
3. t' eama äh?
4. tau enata oh.
5. Hia ehahe äh?
6. Tai eama oh.
7. Tau enata äh.
8. enata oh. **)
9. Otĕmăō ***)
10. ah mate, mate äh.
11. itŭĕtŭĕ äh.
12. titi hei äh.

13.

*) Tauata, die Insel Christina, eine der älteren Marquesas-Inseln.

**) Diese Wiederhohlung ist wohl Verstärkung der Freude.

***) Figürlich. Gleichwie oft im Entfliehen der fliegende Fisch gefangen wird, so ist dieser Mensch nun unsre Beute.

13. mate moi äh.

14. Atabi äh &c. *)

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. Tag.

Dieser Text lautet in:

Cabris Uibersezzung.	Langsdorfs Uibersezzung.
1. Wo ist das Licht?	Wo ist das Licht?
2. Auf Tauata.	Auf Tauata.
3. Warum oder wozu das Licht?	Das Licht, wozu?
4. Um den Feind zu braten.	Hier ist der Mann.
5. Laßt uns Feuer anreiben.	Wo ist Feuer?
6. Wir haben Feuer.	Hier (ist) Licht.
7. Wir wollen ihn braten.	Hier ist der Mann.
8. Wir haben ihn.	Der Mann.
9. Er wollte entfliehen.	Der fliegende Fisch.
10. Nun ist er tod.	Ist er tod?
11. Die Schwester weint.	Weint er?
12. Seine Aeltern weinen.	Ist er zornig?
13. Seine Töchter weinen.	Ist die Tochter tod?

Erster, Zweyter rc.

Der

*) Nun folgen die Zahl von 1—10 nach Belieben. Den eigentlichen Sinn und die Bedeutung davon wußte

Der nächtliche Gesang, verbunden mit dem taktmäßigen Klatschen und der Anblick des Feuers, um welches die Nukahiwer liegen, machen in der Ferne einen so wilden, halb melancholischen, halb verzweiflungsvollen Eindruck, daß man darin schon seinen Grabgesang zu hören glaubt.

Ein Vergnügen, dessen sich diese Leute eben so sehr als des Tanzes freuen, besteht im Stelzenlaufen, in welchem es die Washingtons-Eiländer sehr weit gebracht haben. Wenn sie ihre großen öffentlichen Feste feyern, so sind damit auch Wettrennen verbunden, bey welchen Einer dem Andern in den Weg zu kommen und auf einem Bein oder Stab balancirend, mit dem andern seinen Gegner während des Laufes umzuschlagen sucht. Der zu Boden gestreckt wird, ist der Gegenstand des allgemeinen Gelächters und Gespöttes. Die glatten Steine, mit welchen der Tanzplatz belegt ist, vermehren die Schwierigkeiten bey diesem Laufen. Schon Kinder von 8 — 14 Jahren üben sich darin ein.

Noch größere Geschicklichkeit als im Stelzenlaufen zeigen diese Menschen im Schwimmen. Daß Völker, welche überall vom Meere umgeben sind, dieses als einen Theil ihrer Vergnügungen betrach-

wußte Langsdorf nicht. Es blieb ihm unbekannt, ob wohl dadurch die Anzahl der in der Schlacht erschlagenen Feinde angezeigt werde. Man singt von eins bis zehen.

betrachten und darin eine ausgezeichnete Fertigkeit erlangen, ist von selbst begreiflich und auch aus anderen Beyspielen, die ich hier übergehe, bekannt. Doch ist die Höhe, zu welcher es die Nukahiwer bey ihren Wasserkünsten gebracht haben, wahrhaft bewundernswerth. Sie verrichteten, erzählt Langsdorf, alle willkührlichen Handlungen im Wasser, blieben beynahe auf einem und demselben Platze in aufrechter Stellung gleichsam stehen und regirten sich mit den Füßen, so daß man nur allein den Kopf und die Schultern sehen konnte. Sie schlugen im Wasser Cocosnüsse auf und verzehrten sie, brachten verschiedene Tausch-Artikel an einem hohen Stabe festgebunden, welche sie hoch über dem Wasser trugen, um sie dadurch vor der Nässe zu schützen. Oft schwammen sie mit kleinen Kindern auf den Achseln, stürzten sich von hohen, steilen Felsen in die See und wollten lieber nach dem gegen über liegenden Ufer schwimmen, als auf den spitzen Steinen zu Fuß einen Umweg um die Bucht machen. Wir bemerkten einzelne Insulaner, welche fast den ganzen Tag um das Schiff herumschwammen und nicht im Mindesten ermüdet zu seyn schienen. Ein gewißer Mau-ka-u oder Mufau Taputakaya (ausgezeichnet durch Leibesstärke, Verhältnißmäßigkeit der Muskeln und aller einzelnen Theile) kletterte, ohne je ein Europäisches Schiff bestiegen zu haben, mehrere Mahle hinter einander und aus eignem Antriebe auf den großen Mast und stürzte sich von da zu seinem Vergnügen und zum Erstaunen der Zuschauer in die See. Capitain

Eure Feinde, wir haben Euch geschadet; Ihr waret unsre Feinde, Ihr habet uns geschadet; wir wollen gute Freunde seyn, wir wollen das Vergangene vergessen, wir wollen Euch nicht mehr zu schaden suchen, thut uns auch nichts mehr, seyd unsere guten Freunde ꝛc. Diese und dergleichen Reden dauern zuweilen wohl eine halbe Stunde.

Bey den Besuchen füllt auch der Tanz ihre Zeit aus. Sie brauchen zur Vorbereitung auf denselben mehrere Stunden. Nur die Männer tanzen; ihre Toilette (s. die I. Abtheil.) erfordert nicht weniger Zeit als die einer Europäischen Dame.

Die Weiber, welche sich in der Entfernung von einigen Schritten von den Tänzern befinden, ersetzen die Stelle der Musikanten und singen meistens im Dreyachtel-Takte eine nicht unharmonische Melodie.

Der Tanz selbst, bey welchem sich die Männer kaum von der einmahl angenommenen Stelle bewegen, besteht in einem oft sehr heftigen Springen; sie sind alle baarfuß und bloß mit einer Decke oder einem weiten, wollenen Kittel bedeckt. Einer der Tänzer führt die übrigen gleichsam an und hat einen dicken, mit den Zähnen von Seeottern gezierten Stab in der Hand, den er im Takt stark auf die Erde stampft. Alle haben ohne Ausnahme entweder den Schwanz oder einen Flügel eines weißköpfigen Adlers oder einige Felle von Hermelinen

linen in der Hand. (Man s. die Abbildung vom Tanze der Kaluschen.)

Bey den Canadischen Indianern machen die Tänze gleichfalls den größten Theil ihrer Vergnügungen aus. Sie sind aber sehr mannigfach: denn Long gibt 11 verschiedene Arten derselben an, in welchen sich jedoch der ernste Charakter dieser Völkerschaften ausdrückt. In ihrem Kriegstanze ahmen sie das Gefecht selbst nach; man hört hier mit Entsetzen selbst das gewöhnliche kriegerische Gebrüll. Oftmahls ereignen sich bey diesen Tänzen Verwundungen. Die Musik, welche sie haben, ist ohne Anmuth und nimmt sich nur in der Ferne gut aus; sie besteht in Gesang, mit Trommeln und Pfeifen begleitet.

Zum Tanze werden die Weiber in der Regel nicht zugelassen.

Spielen ist der Indianer leidenschaftlich ergeben. Vorzüglich liebt er Ball und Würfel. Die Stelle der letzteren vertreten bey den Irokesen Pflaumenkerne, welche gelb und schwarz gefärbt sind. Oft wird das Köstlichste, selbst die Waffe, verspielt.

Während der Uiberwinterung in Kamtschatka sah hier Langsdorf auch Kamtschadalische National-Tänze. Tänzer und Tänzerinnen ahmen hierbey die Bewegungen und Manieren der Seehunde und Bären nach und gehen von den sanftesten Bewegungen des Kopfes und der Schultern bis zu den

den heftigsten mit den Hüften und Knieen über; sie singen sich selbst die Musik dazu, stampfen dabey mit Nachdruck taktmäßig auf die Erde und ächzen mit einem oft wiederhohlten, kurz abgestossenen Ha! oder Ach!

Das Haupt-Nationallied hieß Bachia, ein Wort, dessen beständige Wiederhohlung den Text des Liedes ausmacht und gar keine Bedeutung haben soll. Die Melodie dieses Gesanges ist nicht ohne Ausdruck. Hofrath Tilesius zeichnete sie im St. Peter und Pauls Haven auf und theilte sie Herrn von Langsdorf mit. Man findet sie im II. Bande seiner Reise S. 262 abgedruckt.

Außer diesem, Bewegungen nachahmenden Tanze, schildert Saritschef noch einen andern, welcher gegen unsere Begriffe von Anstand und Schicklichkeit verstößt.

Der Kamtschadale liebt auch den Gesang. Der Gegenstand seiner Lieder pflegt die Liebe zu seyn. Nach Kraschennikows Uibersetzung lautet ein Gesang also:

Ich habe meine Frau verlohren
Und mit ihr ist mein Leben hin.
Von Traurigkeit und Schmerz beschweret,
Will ich in die Gehölze fliehn.
Ich will den Bäumen ihre Rinde
Entziehn; sie soll mir Speise seyn.
Ich will die frühsten Morgenstunden
Von meinem Lager mich erheben;

Ich will die Ente Aanguitsch jagen,
Daß sie hinauf ins Meer soll fliehn.
Ich will rund um mich her die Augen
Auf alle Seiten forschend drehn
Und suchen, ob ich meiner Liebe
Und meiner Sehnsucht Gegenstand
Nicht irgendwo noch treffen kann. *)

Auch die Grönländer haben ihre Tanzversammlungen. Der Haupttag ihrer Freude aber ist das Sonnenfest zur Zeit der Wintersonnenwende um den 22. December. (vgl. auch unten den Abschnitt Religion.) Nachdem man sich gastlich in Gesellschaften versammelt hat, steht man nach der Mahlzeit zu Spiel und Tanz auf. Das musikalische Instrument, welchem man dabey Töne entlockt,

*) Ob wir gleich in diesem Abschnitte von dem Ausbruche des Vergnügens und der Freude nur insoferne sprechen, als sich in ihnen der menschliche Trieb, schöne Formen auszudrücken, auf die mannigfachste Weise äußert, so können wir auch solche Tänze, Gesänge ꝛc. nicht umgehen, welche zunächst eine religiöse Beziehung haben. Wir betrachten sie nähmlich bloß als mehr oder weniger gelungene Kunst-Darstellungen. Insoferne sie zur öffentlichen Ausübung der Religion gehören, wird ihrer ohne Wiederhohlungen am schicklichen Orte noch einmahl gedacht werden. Unser Werk hat sich als kein System, sondern als nützliches Unterhaltungsbuch angekündigt.

lockt, ist eine Trommel, die aus einem 2 Finger breiten Reif von Holz oder Wallfischbein besteht, auf der einen Seite mit einem dünnen Fell oder einer Wallfischzungenhaut überzogen, ein wenig oval, etwa 1 ½ Fuß breit und mit einem Schaft zur Handhabe versehen ist. Diese nimmt der Grönländer in die linke Hand und während er mit einem Stöckchen auf den untern Rand schlägt, hüpft er bey jedem Schlag ein wenig in die Höhe, doch so, daß er immer auf einem Fleck bleibt und dabey macht er, um seiner Empfindung Ausdruck zu geben, allerley wunderbare, sanfte oder heftige Bewegungen und zwar im Vierviertel-Takt, so daß auf jedes Viertel 2 Schläge kommen. Dazu singt er vom Seehundfang und ähnlichen Dingen, preißt die Thaten seiner Vorfahren und bezeugt seine Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuschauer beantworten jeden Vers seines Gesanges mit einem mehrmahl wiederhohlten: Amna ajah-ah-ah! z. B.

Die Sonne kommt zu uns zurück!
Amna ajah, ajah, ah, hu!
Und bringt uns gutes Wetter mit,
Amna ajah, ajah, ah, hu!

Wenn ein Sänger ermüdet ist, so trit statt seiner ein andrer in den Kreis. So geht es eine ganze Nacht durch. Oft wird die Lustbarkeit aber auch mehrere Nächte nach einander fortgesetzt. Andere Vergnügungen, Ballspiel, Faustkämpfe und Tänze der jungen Mädchen wechseln damit ab.

Die

Die Tscherokesen in Nordamerika ergötzen sich auch durch Tänze. Sie halten diese in ihrem Versammlungshause, oder, wie wir sagen würden, Rathhause. Dieses ist eine Rotunde, welche eine Höhe von 30 Füßen hat, auf einem künstlichen, über 20 Füße hohen Erdhügel errichtet und mehrere hundert Menschen zu fassen geschickt, aber nur mit einer einzigen Thüre versehen ist.

Ein großer Pfeiler ist der Hauptträger des Saales. Nahe an demselben in der Mitte sitzen die Musiker, sowohl für den Gesang als Instrumente.

Um ein kleines Feuer, welches man gleichfalls in dieser Gegend anzündet, wird der Tanz aufgeführt. Die Tänzerinnen sind in lange, weiße Röcke gekleidet, mit Schnüren von Korallen, mit Armbändern ꝛc. geputzt. Auch die jungen Männer erscheinen im hohen Schmucke. Häufig wird der Ballspieltanz gegeben, bey dem man dem Gegner eine sehr harte lederne Kugel zuschlägt. Dieses Spiel ist aber nicht gefahrlos: denn manchmahl hat es bedeutende Beschädigungen am Körper zur Folge.

Die Indische Nation der Tschaktas, welche mit der Völkerschaft der Krikhs in Feindschaft lebt, hat für den Gesang große Empfänglichkeit. Ihre Lieder sind rührend, die Melodie entsprechend. Eines der erstern lautet:

Die Menschen müssen sicher sterben,
Doch keiner weiß, wie bald;
Kommt aber einst die Stunde,
So kann der Ausgang fröhlich seyn.

Selbst die Sklaverey in Surinam, (s. u.) wird noch durch die Freuden des Tanzes, der Tonkunst und Spiele gemildert.

Eines der Spiele der Neger heißt Sorsa und besteht darin, daß sie einander gegen über hüpfen und mit den Händen nach dem Takt in die Seiten schlagen. Oft sind 6 — 8 Paare zu gleicher Zeit damit beschäftigt. Manchmahl wird dieses Spiel mit einer solchen Heftigkeit getrieben, daß es selbst den Tod zur Folge hat. Deshalb hatte es denn auch die Regierung in Paramaribo verbothen. Ein anderes unschädliches Spiel, Awaree, besteht im Werfen mit einer Art großer Marmorkugeln oder in deren Ermanglung von Awaree-Nüssen oder großen Kieselsteinen.

Die Mannspersonen balgen und ringen auch gerne, das größte Vergnügen gewährt ihnen aber das Schwimmen, in welchem sie zu einer überaus großen Behendigkeit und Geschwindigkeit gebracht haben.

Jeden Sonnabend Abends schliessen die Sklaven, welche gut gehalten werden, die Woche mit Tanz und Musik. Alle Vierteljahre wird ihnen gewöhnlich einmahl ein großer Ball gegeben, zu dem die benachbarten Sklaven eingeladen werden

und

und dessen Freude manchmahl der Herr durch seine Gegenwart oder durch ein Geschenk von einigen Kannen frischen Rums erhöht.

Bey diesen Bällen erscheinen die Sklaven recht artig gekleidet, die Weiber in ihren beßten zitzenen Röcken, viele von den Männern in hübschen Schifferhosen. Unverdrossen lassen sie die Trommel wohl selbst vom Sonnabend Abends bis Montags frühe unaufhörlich erschallen. Die Neger tanzen immer paarweise; die Männer figuriren und hüpfen, indessen die Weiber sich kreiselartig umdrehen, wobey ihre Röcke doldenförmig von einander fliegen. Dieses nennen sie Wary-cotto.

Bey dem Tanze herrscht gute Laune und ordentliches Betragen und das Wohlgefallen daran ist so groß, daß Stedmann einen neuen Ankömmling, dem es an einem Mittänzer fehlte, mit seinem eignen Schatten an der Wand zwey Stunden lang tanzen sah.

Die Musik zu den Tänzen besteht immer in geraden, nie in ungeraden Takten und sie tanzen mit eben so vielem Vergnügen als mit Geschicklichkeit.

Ihre musikalischen Instrumente, welche die Afrikanischen Neger selbst verfertigen, sind sehr kunstlos. Sie sind:

1) ein Brett, Ansokkobaina, welches an beyden Seiten wie eine niedrige Bank unterstützt ist;

ist; auf ihr liegen einige Klötze von verschiedner Größe, die man mit 2 Stöcken, wie ein Hackbrett schlägt und dadurch mehrere Töne hervorbringt, welche nicht ganz unangenehm klingen.

2) Die große Creolische Trommel, welche aus einem hohlen, an einem Ende offenen Stamme besteht, welcher an dem andern mit einer Schaafhaut bedeckt ist; man sitzt queer über derselben und schlägt den Takt mit der flachen Hand. Sie dient als Contrabaß zu einer größern Art des vorhin beschriebenen hackbrettähnlichen Instruments.

3) Die große Loangoische Trommel. Sie ist auf beyden mit einem Felle überzogen und der Gebrauch derselben ist der nähmliche als bey der vorigen.

4) Coeroema; ein künstliches, gleich einem hölzernen Becher gestaltetes Instrument, gleichfalls mit einem Schaaffelle überzogen. Man schlägt es mit 2 Stöcken.

5) Loangobania. Ein ausgetrocknetes Brett, auf welchem einige elastische Palmholzsplitter mit einem Queerholze befestigt sind; ihre beyden Enden stehen, mit Hilfe zweyer darunter geschobener Queerhölzer in die Höhe; diesen Apparat legt man auf eine große, hohle Schaale und bringt dann die Töne hervor, indem man die Splitter von beyden Seiten mit den Fingern auf- und niederschnellt.

 6) Sa-

Naechtlicher Tanz der Eingebohrnen auf der Insel Hapaee.

29

tain von Krusenstern ließ ihn zurückrufen, als er eben im Begriff war, sich von der obern Ree herabzustürzen. Man konnte es nicht ohne Schauder und Erstaunen ansehen, wie er von einer solchen Höhe einige Sekunden mit eingezogenen, gegen den Körper gedrückten Füßen, in der Luft gleichsam balancirte, um den Kopf oben zu behalten und wie er dann durch die Gewalt des Sturzes und das Gewicht seiner ansehnlichen Körpermasse so tief tauchte, daß er erst nach mehreren Sekunden wieder auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kam.

Höchst anziehend durch den Reiz der Formen sind die Tänze der Einwohner auf Hapai, einem der freundschaftlichen Eilande, so wie sie uns Cook in seiner dritten und letzten Reise um die Welt schildert:

„Kaum, sagt er, war das Feuerwerk (welches er den Einwohnern gegeben) vorbey, so fing man an, eine Folge von Tänzen aufzuführen, welche Frenou zu unsrer Belustigung hatte veranstalten lassen. Das Vorspiel dieser Tänze war, daß sich eine Bande oder ein Chor von 18 Musikanten im Mittelpunkte des Kreises, den eine zahlreiche Menge schloß und welcher den Schauplatz vorstellte, vor uns niedersetzte. 4 — 5 dieser Bande hatten große, von 3 — 6 Fuß lange Bambusrohrstöcke, welche ein Jeder fast in lothrechter Richtung hielt, so daß der offne Theil oben und der durch einen der Schlußknoten geschlossene unten war. Mit diesem geschlossenen Ende stießen sie

bestän-

beständig, jedoch ganz gemach auf den Boden und brachten auf solche Weise durch die unterschiedenen Längen der Instrumente verschiedene Töne hervor, welche aber alle hohl und tief klangen. Dagegen schlug ein Andrer sehr flink mit zwey Stücken auf ein Stück von demselben Rohre, welches gespalten war und auf der Erde lag und brachte dadurch eben so scharfe Töne heraus als jene tief waren. Die Uibrigen der Truppe, so wie die Bambusrohrspieler selbst, sangen hiebey einen halb leisen und sanften Gesang, wodurch die rauhen Töne jener Instrumente so gemäßigt wurden, daß auch jedes an die vollkommenste und reichste Abwechslungen angenehmer Töne gewöhnte Ohr den tiefen Eindruck und die sanfte Wirkung dieser einfachen Harmonie gefühlt haben würde."

„Nach dem Concerte, welches ungefähr eine Viertelstunde gedauert haben konnte, traten zwanzig Frauenzimmer in den Kreis. Sie hatten meistens Kränze von carmoisinrothen Sinesischen Rosen oder anderen Blumen auf dem Kopfe, andere waren um den Leib herum mit Baumblättern geziert, die an den Kanten sehr niedlich ausgeschnitten waren. Sie schlossen einen Kreis um die Musik, mit den Gesichtern gegen diese gekehrt und stimmten eine sanfte Melodie an, welche das Chor in demselben Tone beantwortete, was verschiedene Mahle auf beyden Seiten wiederhohlt wurde. Unterdessen begleiteten die Tänzerinnen ihren Gesang mit mancherley der anmuthvollsten Bewegungen

ihrer Hände, sowohl gegen das Gesicht, als nach anderen Richtungen, wobey sie beständig mit einem Fuß einen Schritt vorwärts und einen rückwärts thaten, indessen der andre ruhig blieb. Sie kehrten darauf ihr Gesicht gegen die Versammlung, sangen noch eine Weile und gingen dann ganz sachte, in eine Gruppe versammelt, nach dem Theil des Kreises, der der Hütte, worin die vornehmsten Zuschauer saßen, gegenüber war. Sodann ging von jeder Seite eine aus, begegnete der andern, setzte aber ihren Weg fort, bis sie beyde zu den übrigen gekommen waren. Hierauf gingen zwey von jeder Seite aus, ein Paar ging auch an dem andern vorbey und kehrte wie die ersteren zu den übrigen zurück, das andre Paar aber blieb stehen, bis sich nach und nach von jeder Seite wieder eine und die andre anschloß und endlich alle einen Kreis um den Chor gebildet hatten.

Nun veränderte sich ihre Art, zu tanzen, in ein lebhafteres Zeitmaaß, wobey sie unter Hüpfen und Händeklatschen und Schnippenschlagen eine Art von halbem Dreher machten und zugleich mit dem Chor einige Worte wiederhohlten. Gegen das Ende, da der Takt der Musik noch rascher wurde, zeigten sie in mancherley Stellungen und Gebährden eine bewunderungswürdige Stärke und Geschwindigkeit. Einige ihrer Bewegungen dürften vielleicht unter uns für etwas mehr als üppig gehalten werden, allein es ist wahrscheinlich, daß diese Auftritte nicht Sinnlichkeit erregen, sondern

nur die unglaubliche Verschiedenheit ihre Bewegungen darstellen sollen.

Auf dieses große, von Frauenzimmern aufgeführte Ballet, folgte ein andres, welches von 15 Mannspersonen gegeben wurde. Einige unter ihnen waren schon bey Jahren, aber ihr Alter schien ihnen noch sehr wenig von ihrer Behändigkeit und Tanzlust genommen zu haben. Sie bildeten eine Art von Kreis, welcher vorne geöffnet war und kehrten die Gesichter weder auswärts gegen die Versammlung, noch einwärts gegen die Musik, sondern die von der einen Hälfte des Kreises sahen, je nachdem sie fortrückten, vorwärts, da die von der andern auf die entgegengesetzte Seite sahen. Bisweilen sangen sie ganz langsam mit dem Chor in einem Takte und machten unter dem Tanze sehr artige Bewegungen mit den Händen, doch auf andre Weise als die Weibspersonen. Sie neigten zugleich den Körper bald auf diese, bald auf jene Seite, wobey sie ein Bein aufhoben und abwärts streckten, während sie auf dem andern ruhten und zugleich den Arm eben dieser Seite ganz in die Höhe hielten. Ein ander Mahl sangen sie gewisse Recitative, die das Chor beantwortete und ließen nach einigen Absätzen durch Klatschen der Hände und Beschleunigung der Bewegung ihrer Füße (welche jedoch immer dieselbe blieb) den Takt des Tanzes und der Musik dergestalt zunehmen, daß man am Ende die verschiedenen Bewegungen gar nicht unterscheiden konnte. Wahrschein-

scheinlich sind die Akteurs dabey ganz müde geworden: denn die Handlung dauerte beynahe eine halbe Stunde.

Nach einer ziemlich langen Pause ging, wenn wir anders so reden dürfen, der neue Akt an. Jezt traten 12 Männer hervor und stellten sich in doppelten Gliedern an entgegen gesetzten Seiten des Kreises mit dem Gesichte einander gegenüber. An einer Seite stand ein Mann, welcher, gleich einem Einhelfer, verschiedene Sätze wiederhohlte, die von dem Chore nachgesungen wurden. Ihr Gesang war ursprünglich ganz gemach, nachher aber wurden Tanz und Gesang lebhafter, wie bey den vorhergehenden Tänzen und der Auftrit dauerte ungefähr eine Viertelstunde.

Bald nach ihrem Abtritt zeigten sich 9 Insulanerinnen. Diese setzten sich der Hütte gegen über. in welcher sich das Oberhaupt befand. Darauf stund ein Mann auf und schlug mit geballten Fäusten die erstre dieser Frauen auf den Rücken; dasselbe geschah bey der zweyten und dritten, als er aber zur vierten kam, schlug er diese — ich weiß nicht, ob aus Absicht oder von ungefähr — nicht auf den Rücken, sondern auf die Brust. In diesem Augenblick erhob sich eine Person aus der Menge und schlug ihn mit einem Streich auf den Kopf zu Boden, worauf der Getroffene ohne das mindeste Geräusch oder ohne einige Unordnung weggetragen wurde, dem ungeachtet entgingen die übrigen 5 Weibspersonen ihrer sonderbaren Strafe,

oder

oder diesem, vielleicht nothwendigen Ceremoniel nicht: denn nun trat eine andre Person an die Stelle der vorigen, welche sie auf gleiche Weise behandelte. Dieses war noch nicht genug Demüthigung für sie: denn, da sie nachher tanzten, hatten sie den Verdruß, daß man damit zweymahl mißvergnügt war und sie von vornen anfangen mußten.

Dieser Tanz war von dem Ballet ihrer Vorgängerinnen nicht sehr verschieden, außer daß diese zuweilen den Körper durch eine doppelte Bewegung wechselsweise von einem Bein zum andern auf die Höhe schaukelten und dabey taktmäßig mit den Fingern Schnippchen schlugen. Gegen das Ende wiederhohlten sie mit außerordentlicher Gelenkigkeit alle die lebhaften Bewegungen, in welchen sich die erste Gruppe von Tänzerinnen so geschickt bewiesen hatte.

Nicht lange darauf kam eine Person ganz unvermuthet in den Kreis und sagte über unser abgebranntes Feuerwerk eine Posse, worüber die ganze Versammlung in ein Gelächter ausbrach. Nachher eröffneten die Mannspersonen, welche den Frenou bedienten oder in seinem Gefolge waren, einen Tanz. Sie schlossen zwey Kreise in einander. Jeder von diesen bestand aus 24 Personen; die Musik befand sich in der Mitte. Sie stimmten einen sehr angenehmen Gesang an und begleiteten die Töne mit der Bewegung der Hände und des Hauptes. Da dieses eine gute Weile gedauert hatte,

hatte, gingen sie in raschere Zeitmaaße über, wobey sie entweder mit dem Chore zugleich gewisse Sentenzen wiederhohlten oder die, welche einer aus ihrer Truppe selbst sang, beantworteten. Sodann verfügten sie sich, wie es die Frauenspersonen gethan hatten, an die Rückseite des Kreises, traten aber bald auf jeder Seite, je drey zu drey wieder vorwärts, bis sie einen halben Zirkel gebildet hatten, was aber ganz unvermuthet geschah, indem sie den Körper auf einen Schenkel neigten und mit dem andern nur sehr kleine Schritte vorwärts machten. Sie sangen dabey in eben der sanften Melodie, welche sie Anfangs beobachtet hatten, veränderten sie aber bald bey Wiederhohlung einiger Sätze, in stärkere Töne. Ihr Tanz wurde zugleich lebhafter, bis sie ihn bey einem allgemeinen Zurufen und Händeklatschen geendigt hatten. Diese Vorstellung wurde einige Mahle wiederhohlt; endlich bildeten sie noch wie Anfangs einen Kreis, tanzten und sangen in sehr raschen Zeitmaaßen und schlossen mit verschiedenen, sehr geschickten Versetzungen beyder Kreise.

Die Lustbarkeiten dieser merkwürdigen Nacht beschloß ein Tanz, welcher von den Vornehmsten der gegenwärtigen Menge ausgeführt wurde. Er war in vielen Stücken dem unmittelbar vorgehenden ähnlich und bestund aus der gleichen Anzahl handelnder Personen, welche ihn fast auch auf einerley Weise aber bey jedem Absatze auf eine ganz verschiedene Weise endigten; denn ihre Bewegungen

gen stiegen zu einer so erstaunlichen Geschwindigkeit, sie schlugen ihre Köpfe mit solcher Gewalt von Schulter zu Schulter, daß Zuschauer, welchen ein Anblick der Art noch nicht vorgekommen war, fürchten mußten, sie möchten den Nacken verrenken. Diese Scene wurde mit einem betäubenden Händeklatschen, mit einem wilden Zuruf oder Freudengeschrey begleitet. Auch sie bildeten wie die letzten Tänzer einen dreyfachen Halbkreis und nun trat an der Spitze des einen Flügels ein Mann hervor und sang Etwas ganz im Geschmacke eines musikalischen Recitativs und zwar mit einem ausnehmenden Anstande. Eine Person, an der Spitze des gegen über stehenden Flügels, antwortete ihm auf die nähmliche Weise und nachdem dieses etliche Mahle wiederhohlt worden war, stimmte die ganze eine Hälfte des Halbkreises in ein Chor ein, welches hernach von der andern Hälfte eben so beantwortet wurde, wobey der Halbkreis immer weiter vorwärts rückte und die Handlung mit Singen und Tanzen, wie sie angefangen hatte, ein Ende nahm.

Diese beyden letzten Tänze wurden mit solcher Behendigkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, daß sie allgemeinen Beyfall erhielten. Die eingebohrnen Zuschauer, welche wohl am Richtigsten beurtheilen konnten, welche von diesen Auftritten am Beßten waren, gaben bey verschiedenen Stellen den ihrigen laut zu erkennen und selbst ein Fremder, welcher dergleichen Lustbarkeiten vorher nie

gesehen hatte, empfand hiebey nicht weniger Vergnügen: denn so genau man auch im Ganzen die äußerste Uibereinstimmung beobachtete, so waren doch einige Gebährden der handelnden Personen so voll Ausdruck, daß man sagen möchte, diese Gebährden hätten die dabey gesungenen Worte nicht angedeutet, sondern ausgesprochen. Man muß jedoch hiebey bemerken, daß obgleich die Musik des Chores und der Tänzer mit einander übereinkam, doch die genaue Beobachtung des Maaßes in diesen Lieblingsergötzungen unserer Freunde vorzüglich ihrer beständigen Uibung in dergleichen Spielen zugeschrieben werden muß: denn wir bemerkten, daß wenn auch zufälliger Weise der Eine oder der Andre irre ward, es ihm nicht die mindeste Mühe kostete, seine Platz oder seine Note wieder zu treffen und diese ausgezeichnete Fertigkeit war nicht merklicher als bey ihren schnellen Uibergängen von den heftigsten Bewegungen und gräßlichsten Tönen zu der sanftesten Melodie und der einnehmendsten Gebährde.

Die Tänze wurden auf offnem Platze nahe an der See bey Fackeln aufgeführt, welche innerhalb des Kreises in kleinen Entfernungen von einander angebracht waren.

Die ganze Nacht-Scene stellt sich dem Auge höchst anziehend vor, daher wir auch eine Abbildung derselben gegeben haben.

Cook schildert uns auch einen Tanz, welcher von Männern aufgeführt wurde und bey dem 105 derselben ihre Rollen hatten. Jeder hatte ein nett gearbeitetes Instrument in der Hand, welches wie ein Ruder gestaltet 2 $\frac{1}{2}$ Fuß lang und mit einem kleinen Handgriff versehen war, scharfe Schneiden hatte und sehr leicht schien. Dieses Instrument schwenkten sie auf mancherley Weise in die Luft, wobey sie mit dem Körper eben so vielerley besondere Bewegungen oder Stellungen machten. Zuerst stellten sie sich in 3 Reihen, aber durch eine Menge Entwicklungen veränderte jede ihren Platz so, daß die vom hintern Gliede im vordern zu stehen kam. Nicht lange aber blieben sie an einer Stelle. Die Uibergänge erfolgten mit der äußersten Schnelligkeit. Einmahl breiteten sie sich in eine Reihe aus, dann bildeten sie einen Halbkreis und endlich 2 Colonnen in das Gevierte. Während sie diese letztre Figur bildeten, trat ein Insulaner heraus, welcher ein seltsames Solo tanzte. Hiemit hatte das Schauspiel ein Ende.

Die musikalischen Instrumente bey diesem Tanze bestanden aus 2 Trommeln oder vielmehr hohlen Baumstämmen, auf welche sie mit ein Paar Stäben schlugen und dadurch verschiedene Noten herausbrachten, doch richteten sich, dem Ansehen nach, die Tänzer mehr nach dem Chor der Vokal-Musik, in welche sie alle selbst mit einstimmten.

Aus den musikalischen Instrumenten der Europäer machten sie sich nichts, ausgenommen die Trommel. Die Waldhörner erregten hier so wenig als auf einer andern Insel Aufmerksamkeit. Ich kann bey der Erzählung dieses Umstandes nicht umgehen, welchen Eindruck der Europäische Gesang auf ein anderes Volk der Südsee, nähmlich die Van-Diemensländer, gemacht hat. Die Scene ist aus Herrn Perons Reise genommen.

Die Reisenden hatten sich in eine armselige Hütte begeben. Hier ward ein Feuer angezündet; man setzte sich nieder und machte Anstalten zum Mahle, das auch bald zubereitet ward. Während die Familie der Hütte in der Gesellschaft der Europäischen Fremdlinge ihr frugales Mahl aus Schnecken, die man in ihrer eignen Schaale gebraten hatte, verzehrte, geriethen die letzteren auf den Gedanken, ihr Etwas vorzusingen, um die Wirkung des Gesanges auf diese Leute zu sehen. Sie wählten dazu das bekannte Marseiller-Lied: Allons enfans de la patrie. Anfangs schienen die Wilden hierüber mehr bestürzt als erstaunt zu seyn, bald aber erholten sie sich von der ersten Uiberraschung und hörten so aufmerksam zu, daß sie selbst des Essens vergaßen. Sie drückten dabey ihre Zufriedenheit durch so tolle Grimassen aus, daß die Europäer Mühe hatten, das Lachen zu verbeißen und so wie eine Strophe geendigt war, brachen sie in ein lautes Beyfallsjauchzen aus, welches sie bisher kaum hatten zurückhalten können. Der junge

Mann kam darüber ganz außer sich, riß sich bey den Haaren, kratzte mit den Händen im Kopfe, machte die seltsamsten Gebährden und schrie dabey lange laut auf. Selbst die kleinen Kinder nahmen an diesen Empfindungen Antheil; sie ahmten die Gebährden der Eltern nach und trampelten bey dem Europäischen Gesang vor Freuden mit den Füßen. Die zärtlichen Französischen Gesänge fanden dagegen hier keinen Eingang.

Bey einer zweyten Zusammenkunft mit den Van-Diemens-Ländern stieß Perron auf lauter Weibspersonen. Nachdem die Europäer sich auf einen gegebnen Zuruf niedergesetzt und die Waffen abgelegt hatten, kauerten sich die Weiber auf die Erde nieder und überließen sich nun ganz ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, schwatzten, schäckerten, lachten, fragten alle zu gleicher Zeit und machten tolle Grimassen und Gebährden dazu. Hierauf fing Herr Bellefin an, zu singen und begleitete seinen Gesang mit ausdrucksvollen Gebährden. Die Weiber schwiegen jezt plötzlich stille und hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Als nun eine Strophe zu Ende war, jauchzten sie dem Sänger ihren Beyfall zu und lachten aus vollem Halse, nur die Mädchen wagten es nicht, ihr Vergnügen laut werden zu lassen.

Diese Weibspersonen bildeten zusammen einen sehr grotesken Anblick; alle waren völlig nackt, nur wenige hatten Känguruhfelle über den Schultern hängen. Bis auf ein Paar junge Mädchen

waren sie äußerst häßlich, mager, mit schlaffen Brüsten, kurzen, krausigen, schmutzigen, schwarzen Haaren, welche bey Einigen mit Ocker roth gefärbt, so wie die Gesichter ganz mit Kohlenstaub beschmiert waren, überdem glänzte die schmutzig schwarze Haut von Seehundsthran. Auf dem zum Theil sehr unedel und plump gebildeten Gesichte war das Gepräge der Sklaverey aufgedrückt, der sie gegen ihre Männer unterliegen, fast alle waren äußerst beunruhigt und niedergeschlagen. Nur eine Einzige, dieselbe, welche den Reisenden gebothen, stille zu halten und sich nieder zu setzen, Arra-Maida, zeigte bey ihrer heitern Laune auch mehr Festigkeit. Sie äffte Herrn Bellefins Gesang und Gebährden sehr lustig nach und sang selbst ein Liedchen nach ihrer Landesart, dessen Melodie so ungemein schnell dahin rollte, daß sie sich nicht auffassen ließ. Der Gesang stimmte mit der Sprache dieser Wilden überein, die in lauter Rouladen und Trillern gesprochen wird. Da die Beyfallsbezeugungen der Europäer sie aufmunterten, so tanzte sie diesen auch einen Tanz, in welchem sehr unanständige Bewegungen vorkamen.

Von dem kurzen Aufenthalte bey den Van-Diemens-Ländern kehren wir nach Happae zurück.

Auch Kampfspiele sah Cook hier. Eine Zahl Männer, mit Kolben von grünen Cokos-Palmen bewaffnet, trat in einem Kreise vor die Europäer hin, paradirte 4—5 Minuten, zog sich dann wieder zurück, die Hälfte auf diese, die andre auf

jene

jene Seite und setzte sich vor den Zuschauern nieder. Bald darauf ließ sie sich nach und nach in einzelne Zweykämpfe ein. Ein Streiter der einen Seite stand nähmlich auf, trat der andern gegen über und forderte sie mehr durch ausdrucksvolle Gebährden als durch Worte auf, einen aus ihrer Mitte, der es mit ihnen aufnähme, abzusenden. Nach der angenommenen Aufforderung setzten sich die beyden Kämpfer in die gehörige Stellung und begannen den Streit, welcher so lange dauerte, bis sich einer als überwunden erkannte oder die Waffen zerbrochen waren. Nach jedem geendigten Kampfe hockte sich der Sieger vor dem Oberhaupte nieder, richtete sich wieder auf und ging ab. Zu gleicher Zeit gaben ihm einige alte Männer, die dem Ansehen nach als Richter beysaßen, in wenigen Worten ihren Beyfall zu erkennen und die Menge, besonders diejenige Seite, zu welcher der Sieger gehörte, erhob ein zwey bis dreymahliges Freudengeschrey.

Dieses Schauspiel ward dann und wann einige Minuten lang ausgesetzt und der Zwischenraum mit Ringen und Faustkämpfen ausgefüllt. Auch Kämpferinnen traten auf.

Auf Wateeo sah Anderson einen Tanz, welchen zwanzig junge, gleich den Oberhäuptern mit rothen Federn geschmückte Frauenzimmer aufführten. Sie stimmten dazu alle mit einem langsam fortschreitenden Gesange ein. Dem Anscheine nach richteten sie sich in ihren Bewegungen nach einem

Manne,

Manne, welcher ihnen als Einhelfer diente und sie an die verschiedenen Wendungen, die sie zu machen hatten, erinnerte.

Wer erinnert sich nicht aus Cooks Reisen um die Welt noch andrer Tanz-Scenen, in welchen sich mehr oder weniger der Schönheit verwandte Formen zeigen?

Merkwürdig sind die Tänze der Indianer in der Mission von St. Jose in Neu-Californien.

Padre Petro, der hier Herrn von Langsdorf überall herumgeführt hatte, zeigte ihm auch die Vorbereitungen der Indianer zum Tanzen. Er führte ihn nach einem Bache, an dem sich die Tänzer versammelt hatten und sich mit Kohlen, rother Thonerde und Kreide beschmierten. Während der Eine auf diese Art seine Brust, seinen Bauch und die Schenkel verschönerte, bemahlte ihm ein Andrer den Rücken mit verschiedenen, regelmäßigen Figuren. Einige bedeckten sich auch den ganzen, übrigens nackten Körper mit Flaumfedern. Dadurch bekamen diese Leute eher ein einem Thiere als einem Menschen ähnliches Ansehen. Der Kopf, der Hals und die Ohren waren mit Zierrathen verschiedener Art geschmückt; der Körper hatte lediglich eine Schaambedeckung. Indessen putzten sich die Weiber in ihren Hütten. Sie sind der Anständigkeit und Sittlichkeit gemäß bekleidet und bemahlen sich bloß das Gesicht und den Hals, welchen sie auch mit Zierrathen aus Muscheln, Federn, Korallen ꝛc. nach ihrer Art zu verschönern suchen.

Die

Die Tänzer hatten sich in zwey verschiedene Gesellschaften abgetheilt, deren jede sich durch eigene Zierrathen und einen besondern Tanz auszeichnete. Zu einer gehörten die Küstenbewohner, zur andern die Neophyten aus dem Innern, die ersteren schwächlicher, weniger gut gebaut und unansehnlicher als die zweyten. Die beyden benachbarten Völker lebten von jeher in der größten Feindschaft und sind hier durch die Religion mit einander vereinigt.

Bey ihren Tänzen bleiben sie beynahe auf einer und derselben Stelle stehen und suchen theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Federn in den Händen und auf dem Kopfe, während eines taktmäßigen Springens, unter mancherley Bewegungen des Körpers und Verzerrungen des Gesichts, Scenen des Kriegs oder des häuslichen Lebens darzustellen. Der Gesang und ein Klappern, welches durch ein an dem einen Ende gespaltenes Stäbchen hervorgebracht wird, macht ihre Musik aus. Die Weiber haben ihren eignen Gesang und ihre besondere Art, zu tanzen; sie hüpfen in der Nähe der Männer, aber nie gemeinschaftlich mit ihnen; ihre vorzügliche Bewegung oder Handlung besteht darinn, daß sie mit dem Daumen und mit dem Zeigefinger jeder Hand taktmäßig den Unterleib bald nach der einen, bald nach der andern Seite schieben. Sobald die Männer zu tanzen anfangen, so hüpfen auch die Weiber und sobald jene aufhören, endigen auch diese.

Nach

Nach Tisch sah Langsdorf wieder den Indianern zu, welche sich noch immer mit dem Tanze beschäftigten und nun die Vorstellung einer Schlacht gaben. Eine große Strohpuppe nahm den Platz des Feindes ein und eine Menge mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Indianer sprangen und tanzten mit fürchterlichen Gebährden und Drohungen um den Gegner, welcher eigentlich dieselbe Bewegung machen sollte. Einer aus ihrer Mitte gab endlich ein Zeichen, worauf in demselben Augenblicke die Puppe mit einer Menge Pfeile durchbohrt und dann dem vermeintlichen Oberhaupte gleichsam im Triumph gebracht wurde.

Bey dieser Gelegenheit machte Langsdorf die Bemerkung, daß die meisten sehr geübte Bogenschützen sind.

Eine andre Gesellschaft Indianer stand und hüpfte eben so wie die erstern hinter einem großen Feuer und mehrere Personen nahmen (s. die I. Abtheilung) glühende Kohlen von der Größe einer Wälschen Nuß, die sie verschluckten.

Die Indianer in der Colonie St. Francisco ziehen den Tanz allen anderen Vergnügungen vor. Doch haben sie auch andere Gesellschaftsspiele, von welchen eines, Tussi genannt, darinn besteht, daß sich mehrere Indianer in einem Kreise zusammensetzen, von welchen der eine ein kleines Stäbchen in der Hand hat, welches er unter mancherley Gebährden und Gesang heimlich bald in die

eine,

eine, bald in die andre Hand zu bringen oder vielmehr darinn zu verbergen und während dem die Mitspieler zu täuschen und irre zu machen sucht. Wenn er nun glaubt, dieses Stäbchen in der einen oder der andern Hand so verborgen zu haben, daß man so leicht nicht errathen kann, in welcher er es wohl haben möchte, so wendet er sich mit einem plötzlichen und lauten Ha! und den beyden vorgehaltenen Fäusten und starrem Blick an einen aus der Gesellschaft, welcher, wenn er das Stäbchen findet, dieses dem Spieler abnehmen und dasselbe nun selbst verstecken darf, im entgegen gesetzten Falle aber, seines falschen Rathens halber, zum Gelächter der Gesellschaft wird.

Auch bey den Urbewohnern von Norfolk-Sound oder den Kaluschen (s. auch I. Abtheilung) ist Tanz und Gesang Lieblings-Ergötzung. Wenn sie (gewöhnlich in Gesellschaft von Personen beyderley Geschlechts in großen aus einem einzigen Baumstamme zierlich und kunstmäßig verfertigten Canots) kommen, so nähern sie sich dem Russischen Etablissement mit Tanz und Gesang. Wenn sie beynahe den Landungsplatz erreicht haben, machen sie Halt und einer aus ihrer Mitte hält eine lange Rede. Nach Aussage der Dolmetscher ist diese mit rhetorischer Kunst abgefaßt und besteht dem Anscheine nach aus langen, zusammenhängenden Perioden, welche immerwährende Wiederhohlungen eines und desselben Gedankens, ja oft der nähmlichen Worte sind. Z. B. „Wir waren

Eure

Die Kaluschen in Sitcha bei einem Tanz.

56

Ein Mañ von den Sandwichs Inseln tanzend.

Eure Feinde, wir haben Euch geschadet; Ihr waret unsre Feinde, Ihr habet uns geschadet; wir wollen gute Freunde seyn, wir wollen das Vergangene vergessen, wir wollen Euch nicht mehr zu schaden suchen, thut uns auch nichts mehr, seyd unsere guten Freunde ꝛc. Diese und dergleichen Reden dauern zuweilen wohl eine halbe Stunde.

Bey den Besuchen füllt auch der Tanz ihre Zeit aus. Sie brauchen zur Vorbereitung auf denselben mehrere Stunden. Nur die Männer tanzen; ihre Toilette (s. die I. Abtheil.) erfordert nicht weniger Zeit als die einer Europäischen Dame.

Die Weiber, welche sich in der Entfernung von einigen Schritten von den Tänzern befinden, ersetzen die Stelle der Musikanten und singen meistens im Dreyachtel-Takte eine nicht unharmonische Melodie.

Der Tanz selbst, bey welchem sich die Männer kaum von der einmahl angenommenen Stelle bewegen, besteht in einem oft sehr heftigen Springen; sie sind alle baarfuß und bloß mit einer Decke oder einem weiten, wollenen Kittel bedeckt. Einer der Tänzer führt die übrigen gleichsam an und hat einen dicken, mit den Zähnen von Seeottern gezierten Stab in der Hand, den er im Takt stark auf die Erde stampft. Alle haben ohne Ausnahme entweder den Schwanz oder einen Flügel eines weißköpfigen Adlers oder einige Felle von Hermelinen

linen in der Hand. (Man s. die Abbildung vom Tanze der Kaluschen.)

Bey den Canadischen Indianern machen die Tänze gleichfalls den größten Theil ihrer Vergnügungen aus. Sie sind aber sehr mannigfach: denn Long gibt 11 verschiedene Arten derselben an, in welchen sich jedoch der ernste Charakter dieser Völkerschaften ausdrückt. In ihrem Kriegstanze ahmen sie das Gefecht selbst nach; man hört hier mit Entsetzen selbst das gewöhnliche kriegerische Gebrüll. Oftmahls ereignen sich bey diesen Tänzen Verwundungen. Die Musik, welche sie haben, ist ohne Anmuth und nimmt sich nur in der Ferne gut aus; sie besteht in Gesang, mit Trommeln und Pfeifen begleitet.

Zum Tanze werden die Weiber in der Regel nicht zugelassen.

Spielen ist der Indianer leidenschaftlich ergeben. Vorzüglich liebt er Ball und Würfel. Die Stelle der letzteren vertreten bey den Irokesen Pflaumenkerne, welche gelb und schwarz gefärbt sind. Oft wird das Köstlichste, selbst die Waffe, verspielt.

Während der Uiberwinterung in Kamtschatka sah hier Langsdorf auch Kamtschadalische National-Tänze. Tänzer und Tänzerinnen ahmen hierbey die Bewegungen und Manieren der Seehunde und Bären nach und gehen von den sanftesten Bewegungen des Kopfes und der Schultern bis zu

den heftigsten mit den Hüften und Knieen über; sie singen sich selbst die Musik dazu, stampfen dabey mit Nachdruck taktmäßig auf die Erde und ächzen mit einem oft wiederhohlten, kurz abgestoßenen Ha! oder Ach!

Das Haupt-Nationallied hieß Bachia, ein Wort, dessen beständige Wiederhohlung den Text des Liedes ausmacht und gar keine Bedeutung haben soll. Die Melodie dieses Gesanges ist nicht ohne Ausdruck. Hofrath Tilesius zeichnete sie im St. Peter und Pauls Haven auf und theilte sie Herrn von Langsdorf mit. Man findet sie im II. Bande seiner Reise S. 262 abgedruckt.

Außer diesem, Bewegungen nachahmenden Tanze, schildert Saritschef noch einen andern, welcher gegen unsere Begriffe von Anstand und Schicklichkeit verstößt.

Der Kamtschadale liebt auch den Gesang. Der Gegenstand seiner Lieder pflegt die Liebe zu seyn. Nach Kraschennikows Uibersetzung lautet ein Gesang also:

Ich habe meine Frau verlohren
Und mit ihr ist mein Leben hin.
Von Traurigkeit und Schmerz beschweret,
Will ich in die Gehölze fliehn.
Ich will den Bäumen ihre Rinde
Entziehn; sie soll mir Speise seyn.
Ich will die frühsten Morgenstunden
Von meinem Lager mich erheben;

Ich

Ich will die Ente Aanguitsch jagen,
Daß sie hinauf ins Meer soll fliehn.
Ich will rund um mich her die Augen
Auf alle Seiten forschend drehn
Und suchen, ob ich meiner Liebe
Und meiner Sehnsucht Gegenstand
Nicht irgendwo noch treffen kann. *)

Auch die Grönländer haben ihre Tanzversammlungen. Der Hauptttag ihrer Freude aber ist das Sonnenfest zur Zeit der Wintersonnenwende um den 22. December. (vgl. auch unten den Abschnitt Religion.) Nachdem man sich gastlich in Gesellschaften versammelt hat, steht man nach der Mahlzeit zu Spiel und Tanz auf. Das musikalische Instrument, welchem man dabey Töne entlockt,

*) Ob wir gleich in diesem Abschnitte von dem Ausbruche des Vergnügens und der Freude nur insoferne sprechen, als sich in ihnen der menschliche Trieb, schöne Formen auszudrücken, auf die mannigfachste Weise äußert, so können wir auch solche Tänze, Gesänge ꝛc. nicht umgehen, welche zunächst eine religiöse Beziehung haben. Wir betrachten sie nähmlich bloß als mehr oder weniger gelungene Kunst-Darstellungen. Insoferne sie zur öffentlichen Ausübung der Religion gehören, wird ihrer ohne Wiederhohlungen am schicklichen Orte noch einmahl gedacht werden. Unser Werk hat sich als kein System, sondern als nützliches Unterhaltungsbuch angekündigt.

lockt, ist eine Trommel, die aus einem 2 Finger breiten Reif von Holz oder Wallfischbein besteht, auf der einen Seite mit einem dünnen Fell oder einer Wallfischzungenhaut überzogen, ein wenig oval, etwa 1 ½ Fuß breit und mit einem Schaft zur Handhabe versehen ist. Diese nimmt der Grönländer in die linke Hand und während er mit einem Stöckchen auf den untern Rand schlägt, hüpft er bey jedem Schlag ein wenig in die Höhe, doch so, daß er immer auf einem Fleck bleibt und dabey macht er, um seiner Empfindung Ausdruck zu geben, allerley wunderbare, sanfte oder heftige Bewegungen und zwar im Vierviertel-Takt, so daß auf jedes Viertel 2 Schläge kommen. Dazu singt er vom Seehundfang und ähnlichen Dingen, preißt die Thaten seiner Vorfahren und bezeugt seine Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuschauer beantworten jeden Vers seines Gesanges mit einem mehrmahl wiederhohlten: Amna ajah-ah-ah! z. B.

Die Sonne kommt zu uns zurück!
Amna ajah, ajah, ah, hu!
Und bringt uns gutes Wetter mit,
Amna ajah, ajah, ah, hu!

Wenn ein Sänger ermüdet ist, so trit statt seiner ein andrer in den Kreis. So geht es eine ganze Nacht durch. Oft wird die Lustbarkeit aber auch mehrere Nächte nach einander fortgesetzt. Andere Vergügungen, Ballspiel, Faustkämpfe und Tänze der jungen Mädchen wechseln damit ab.

Die

Die Tscherokesen in Nordamerika ergötzen sich auch durch Tänze. Sie halten diese in ihrem Versammlungshause, oder, wie wir sagen würden, Rathhause. Dieses ist eine Rotunde, welche eine Höhe von 30 Füßen hat, auf einem künstlichen, über 20 Füße hohen Erdhügel errichtet und mehrere hundert Menschen zu fassen geschickt, aber nur mit einer einzigen Thüre versehen ist.

Ein großer Pfeiler ist der Hauptträger des Saales. Nahe an demselben in der Mitte sitzen die Musiker, sowohl für den Gesang als Instrumente.

Um ein kleines Feuer, welches man gleichfalls in dieser Gegend anzündet, wird der Tanz aufgeführt. Die Tänzerinnen sind in lange, weiße Röcke gekleidet, mit Schnüren von Korallen, mit Armbändern ꝛc. geputzt. Auch die jungen Männer erscheinen im hohen Schmucke. Häufig wird der Ballspieltanz gegeben, bey dem man dem Gegner eine sehr harte lederne Kugel zuschlägt. Dieses Spiel ist aber nicht gefahrlos: denn manchmahl hat es bedeutende Beschädigungen am Körper zur Folge.

Die Indische Nation der Tschaktas, welche mit der Völkerschaft der Krikhs in Feindschaft lebt, hat für den Gesang große Empfänglichkeit. Ihre Lieder sind rührend, die Melodie entsprechend. Eines der erstern lautet:

Die

Die Menschen müssen sicher sterben,
Doch keiner weiß, wie bald;
Kommt aber einst die Stunde,
So kann der Ausgang fröhlich seyn.

Selbst die Sklaverey in Surinam, (s. u.) wird noch durch die Freuden des Tanzes, der Tonkunst und Spiele gemildert.

Eines der Spiele der Neger heißt Sorsa und besteht darin, daß sie einander gegen über hüpfen und mit den Händen nach dem Takt in die Seiten schlagen. Oft sind 6 — 8 Paare zu gleicher Zeit damit beschäftigt. Manchmahl wird dieses Spiel mit einer solchen Heftigkeit getrieben, daß es selbst den Tod zur Folge hat. Deshalb hatte es denn auch die Regierung in Paramaribo verbothen. Ein anderes unschädliches Spiel, Awaree, besteht im Werfen mit einer Art großer Marmorkugeln oder in deren Ermanglung von Awaree-Nüssen oder großen Kieselsteinen.

Die Mannspersonen balgen und ringen auch gerne, das größte Vergnügen gewährt ihnen aber das Schwimmen, in welchem sie zu einer überaus großen Behendigkeit und Geschwindigkeit gebracht haben.

Jeden Sonnabend Abends schliessen die Sklaven, welche gut gehalten werden, die Woche mit Tanz und Musik. Alle Vierteljahre wird ihnen gewöhnlich einmahl ein großer Ball gegeben, zu dem die benachbarten Sklaven eingeladen werden

und dessen Freude manchmahl der Herr durch seine Gegenwart oder durch ein Geschenk von einigen Kannen frischen Rums erhöht.

Bey diesen Bällen erscheinen die Sklaven recht artig gekleidet, die Weiber in ihren beßten zitzenen Röcken, viele von den Männern in hübschen Schifferhosen. Unverdrossen lassen sie die Trommel wohl selbst vom Sonnabend Abends bis Montags frühe unaufhörlich erschallen. Die Neger tanzen immer paarweise; die Männer figuriren und hüpfen, indessen die Weiber sich kreiselartig umdrehen, wobey ihre Röcke doldenförmig von einander fliegen. Dieses nennen sie Wary-cotto.

Bey dem Tanze herrscht gute Laune und ordentliches Betragen und das Wohlgefallen daran ist so groß, daß Stedmann einen neuen Ankömmling, dem es an einem Mittänzer fehlte, mit seinem eignen Schatten an der Wand zwey Stunden lang tanzen sah.

Die Musik zu den Tänzen besteht immer in geraden, nie in ungeraden Takten und sie tanzen mit eben so vielem Vergnügen als mit Geschicklichkeit.

Ihre musikalischen Instrumente, welche die Afrikanischen Neger selbst verfertigen, sind sehr kunstlos. Sie sind:

1) ein Brett, Ansokkobaina, welches an beyden Seiten wie eine niedrige Bank unterstützt

ist;

ist; auf ihr liegen einige Klötze von verschiedner Größe, die man mit 2 Stöcken, wie ein Hackbrett schlägt und dadurch mehrere Töne hervorbringt, welche nicht ganz unangenehm klingen.

2) Die große Creolische Trommel, welche aus einem hohlen, an einem Ende offenen Stamme besteht, welcher an dem andern mit einer Schaafhaut bedeckt ist; man sitzt queer über derselben und schlägt den Takt mit der flachen Hand. Sie dient als Contrabaß zu einer größern Art des vorhin beschriebenen hackbrettähnlichen Instruments.

3) Die große Loangoische Trommel. Sie ist auf beyden mit einem Felle überzogen und der Gebrauch derselben ist der nähmliche als bey der vorigen.

4) Coeroema; ein künstliches, gleich einem hölzernen Becher gestaltetes Instrument, gleichfalls mit einem Schaaffelle überzogen. Man schlägt es mit 2 Stöcken.

5) Loangobania. Ein ausgetrocknetes Brett, auf welchem einige elastische Palmholzsplitter mit einem Queerholze befestigt sind; ihre beyden Enden stehen, mit Hilfe zweyer darunter geschobener Queerhölzer in die Höhe; diesen Apparat legt man auf eine große, hohle Schaale und bringt dann die Töne hervor, indem man die Splitter von beyden Seiten mit den Fingern auf- und niederschnellt.

 6) Sa-

6) Saka-Saka, eine hohle Kugel mit einer Spitze und einem Handgriff daran. Sie wird mit Bohnen und Erbsen angefüllt und von den Tänzern über ihren Köpfen taktmäßig geschwenkt.

7) Eine Meerschnecke, die sowohl zur Belustigung als auch zum Alarmzeichen geblasen wird. Bey dem Tanze ist sie aber nicht üblich.

8) Benta, bestehend aus einem gekrümmten Zweige, welcher wie ein Bogen gestaltet ist und mit einer Schnur von dürrem Warimbo oder einer andern Ruthe bespannt ist. Diese Schnur wird an die Zähne gehalten und mit einem kleinen Stäbchen vor und zurück geschnellt, wodurch sie einen Ton wie eine Maultrommel gibt.

9) Die Creolenbania, einer Mandoline oder Guitarre gleichend. Sie besteht aus einer Halbkugel, mit einem Schaaffell überspannt, daran ist ein langer Hals oder ein Handgriff befestigt. Dieses Instrument, welches nur 4 Saiten, 3 lange und 1 kurze, welche leztre dicker ist, als die andere, hat und zu den Baßtönen dient, wird mit den Fingern gespielt und hat einen sehr angenehmen Ton; vorzüglich gut stimmt es zum Gesang.

10) Die Kriegs-Trompete, in der Negersprache Too-Too; damit werden die Zeichen zum Vorrücken, zum Rückzug und sofort gegeben.

11) Ein Horn, welches sowohl zu dem nähmlichen Gebrauche, als auch dazu dient, den Sklaven auf den Pflanzungen zur Arbeit zu rufen.

12) Das Loango = Too = Too oder eine Flöte, welche, wie die Europäische geblasen wird. Ungeachtet sie nur 4 Oeffnungen hat, kann man darauf sehr verschiedene Töne hervorbringen.

Langsdorf, welcher das Neujahrsfest von 1804 in Brasilien zubrachte, hatte Gelegenheit, Zeuge der Belustigungen zu seyn, welchen sich hier die Neger überlassen.

Der Tag des Jahreswechsels ist der einzige, wo diese sonst mit dauernder Arbeit belastete Menschen sich der Freude hingeben dürfen. Sie üben sich dann in ihren charakteristischen National-Tänzen.

Gewöhnlich taumeln sie mit vielem Ungestüm und Geräusch in den Straßen umher. Damahls regnete es aber so stark, daß sie ihre Lustbarkeiten nur in einigen elenden Hütten, in öffentlichen Schenken und Trinkgelagen halten konnten. Schon weit gab sich der Tanzplatz durch die Musik und das Jauchzen der Tänzer kund. Die Musik war ein einförmiges Geschrey, ein wildes, geräuschvolles, jedoch taktmäßiges Trommeln, ein Beckenschlagen, Rasseln und Klappern. Der König oder Anführer einer Horde zeichnete sich sogleich durch körperliche Größe, Wuchs und Anstand vor der übrigen Tanzgesellschaft aus. Er führte als Held sein Volk, das in einem Kreise um ihn her versammelt war, an. Sein Haupt war mit glänzendem Goldpapier und bunten Fe-

dern

dern statt des Helmes geschmückt; die Stelle des eisernen Brustschildes vertraten kleine Spiegel, Goldfranzen, Silberflitter. Allenthalben waren Sonne und Sterne von Gold und Silber in Menge angebracht. In der linken Hand führte der Held ein etwa 2 Füße langes Rohr, welches mit vielen, dicht neben einander stehenden Einkerbungen versehen war, über welche er unaufhörlich mit einem kleinen Stäbchen, das er in der rechten Hand führte, wegraspelte. Das übrige tanzende Chor hatte ähnliche Stäbchen, Klappern, Schellen, kurz Geräusch erregende Instrumente jeder Art. Statt der Musikanten saßen einige Neger in einer Ecke auf der Erde und schlugen mit den Händen auf die über einen ausgehöhlten Baumklotz gespannte Ochsenhaut; dieses sollte statt der Trommel dienen. Die meisten Anwesenden bey der Gesellschaft waren, eine Binde um die Hüfte oder halbe Beinkleider ausgenommen, fast ohne alle Bedeckung, mit vielen bunten Federn, seidnen Bändern und einem Diadem von Goldpapier geziert. Einige hatten ihre Gesichter mit Masken bedeckt, Andere sie mit rothen, weißen und anderen abstechenden Farben fürchterlich und gräßlich beschmirt.

Neger und Negerinnen bildeten einen Kreis um ihren Anführer, traten dann, je nachdem sie sich größere oder geringere Geschicklichkeit zutrauten, als Solotänzer in die Mitte desselben und machten nun die sonderbarsten und seltsamsten Bewegun-

wegungen. Die Uibrigen sangen oder schrieen vielmehr einige Afrikanische Lieder hiezu. Die Hüften und Beckenknochen drehten sie auf eine unglaublich schnelle Art in horizontalen, kreisförmigen Wendungen, indessen der obere Theil des Körpers beynahe stille stand und auf dem untern, der sich in heftiger Bewegung fand, gleichsam zu balanciren schien; eben so schüttelten sie die Hals- Achsel- Schulter- und Rückenmuskel auf eine so unbeschreibliche Weise, daß sie jeden einzelnen Muskel in ihrer Gewalt zu haben schienen. Die größte Geschicklichkeit bewies eine halb nackte Negerinn, welche mit der heftigsten Bewegung der Muskeln und Hüften eine außerordentliche Geschwindigkeit und zugleich die künstlichste Versetzung der Füße verband. Uiberdem machte die Verzerrung der Gesichtsmuskeln und das Aufblasen der Backen mit anderen Gebährden einen wesentlichen Theil des Tanzes aus.

Die mancherley Schattirungen der vielen, mit dem herab triefenden Schweiße vermischten Farben, mit welchen der schwarze Körper beschmirt war, lassen sich leichter anschauen, als in Worten schildern. Der Hauptgegenstand auch dieser Tänze besteht, wie wir schon Beyspiele haben, (s. o.) in der Vorstellung gewöhnlicher Handlungen des Lebens, als Fischfang, Jagd, Krieg. Sie sind äußerst glückliche Darsteller. Manchmahl hielten diese Tänze eine ganze Stunde an, obgleich die Anstrengung in einem engen Raum,

wo

wo der Körper so erhitzt wurde, überaus groß war.

Auch die Topinambus, die zu den Ureinwohnern von Brasilien gehören, lieben Musik und Tanz.

Gehen wir von da auf den Boden von Asien über: so finden wir auch hier einen vielfachen Wechsel in den Belustigungen, von welchen wir bis jezt geredet haben.

Der Ostjake im Russischen Nordasien freut sich auch der Musik und des Tanzes. Die erstere fällt dem Ohre nicht unangenehm. Seine Saiten-Instrumente sind: Thumbra und Dernobei, mit Darmsaiten bespannt, sie sind einfach aber wohltönend, der Form nach kahnförmig gespaltete Harfen. Uiber ihren Resonanzboden laufen 6 Darmsaiten hinauf, welche eben so, wie bey unseren musikalischen Instrumenten verwandter Art, durch Wirbel aufgespannt und nachgelassen werden können. Das Dernobei hat einen Bezug von 30 Saiten und wird bey dem Spielen mit beyden Händen berührt. Die Töne dieser Instrumente dienen zur Begleitung von Liedern, deren Gegenstand die Liebe oder eine große That ist. Sehr lieben sie auch satyrische Lieder aus dem Stegreife zu dichten.

Auch diese Völkerschaft pflegt in ihren Tänzen das nachzubilden, was von anderen Völkern schon erzählt ist, Jagd, Fischerey. Auch sie ahmen

men hier die Bewegungen der Thierarten nach. Unter diesen Nachahmungen zeigt besonders die Vorstellung des Kranichs von Kunstfertigkeit. Der Tänzer verbirgt sich, indem er unter einen Pelz niederhuckt, dessen Zipfel um einen langen Stock befestigt ist, auf welchem man oben den Kopf eines Kranichs fest macht. So niedergedrückt tanzt er und ahmt, vermittelst des Stockes, alle Bewegungen des Kranichs nach.

Haben die Kalmücken auch keine Musik, welche dem Europäischen Ohre schmeichelt, sind ihre Melodien lange, gezerrt und kläglich, so verdienen sie doch einer Erwähnung: denn es spricht sich selbst in der Beschränktheit, welche ihre Kunst hat, schon ein bedeutender Fortschritt in der Cultur aus.

Von musikalischen Instrumenten ist besonders die Dommer oder Laute beliebt und wird fast von allen Mädchen gespielt. Ihre Biva ist eine Art Strohfidel mit Darmsaiten; sie wird mit einem Bogen von Pferdehaaren gespielt. Ihre Geige, Chure, hat 2 Saiten. Auch bedienen sie sich eines Instruments, welches mit unserm Hackbrett zu vergleichen ist.

Blasinstrumente sind: die unsrer Posaune ähnliche Bürä, die Rohrflöte, Zurr, deren Ton, dem einer Queerflöte nahe kommt, der Bischkürr, eine Art Schallmey, die unsrer Zinke ähnliche Gangdung, die Zilang, in der Mitte gewölbte

Klang=

Klangteller und die Trommel. Der letztern Instrumente bedient man sich nur bey dem feyerlichen Gottesdienste.

Den Gegenstand ihrer Gesänge machen gewöhnlich romanzenartige Heldenthaten. Den beßten Beweis ihres dichterischen Geistes geben folgende zwey Lieder:

Lied eines liebenden Mädchens.

Ach du, mein unvergleichbarer Liebling!
Wie ein Schmuck an der Pfeiltasche, du mein Liebling,
Meiner Seele einziger Gegenstand, du mein Liebling!
Ohne Stolz, ohne lächerlichen Zwang, du mein Liebling!
Wer hat an dir Etwas zu tadeln?
Thuts Jemand, so ist dieß der Neid.
Ach laß die sagen, was sie nur wollen,
Die Tadler leben zu ihrer eignen Schmach.
Am Himmel leuchtet die schöne Sonne und der Mond,
Auf der Erde sieht man dich und mich, uns beyde allein.
Also wollen wir uns nie von einander entfernen,
Sondern die Wonne des Lebens mit einander genießen.

Sehn=

Sehnsucht Eines, der von den Seinigen entfernt ist.

Gleich des Morgens, wenn die Lerche ihre Stimme erhebt
Und ich ihre Lieder höre,
Fallen mir die Meinigen unaufhörlich in die Gedanken!
Ach mein im Bogenschießen so geübter Vater!
Ach meine, für das Gemüth so annehmliche Mutter!
Muß es denn nur bey dem Gedanken bleiben?
Gedanken sind nur Betrüger,
Sinnliche Empfindungen allein sind Wahrheit.
O laßt meine Freunde euch dieses gesagt seyn!
Die Zukunft unsers Schicksals ist verborgen,
Von selbst fügen sich ungehoffte Sorgen
Und Umsturz, Veränderungen, sind der Welt Lauf!

Bey ihren Tänzen bewegen die Kalmücken mehr die Hände als die Füße. Sie kommen, wie wir dieses auch bey den Kaluschen gesehen haben, fast nicht von der Stelle, beobachten aber in ihren Bewegungen und in ihren Drehungen des Kopfes den Takt genau und verrathen darinn viele Kunst. Einzelne Frauenzimmer führen oft die anständigen Tänze innerhalb ihrer Hütten nach der Laute auf; minder anständige Tänze hingegen Paarweise. Dabey sieht man oft lächerliche Sprünge und eben nicht züchtige Bewegungen.

Auch Wettrennen und Ringen gehören zu den Vergnügungen der Kalmücken. Von den Chanen und Großen werden eigne Ringer von Muskelkraft gehalten, welche halb nackt einander angreifen und zu Boden zu bringen suchen. Dem Sieger wird der ansehnliche Preis zu Theil, welchen der Fürst ausgesetzt hat.

Unter den Spielen achten sie das Schachspiel sehr und sind dem Kartenspiel sehr leidenschaftlich ergeben. Auch eine Art Damenspiel haben sie und kennen das Tokadilie.

So hoch steht ein Volk, welches, bey seiner nomadischen Lebensweise, oft mit raschem Urtheile so niedrig gestellt wird, in den Vergnügungen, welche von Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens sprechen. Vergleiche man damit den Chinesen, der im Besitz einer früh errungenen Cultur, diese auf einen höheren Grad zu erheben, keinen Trieb fühlt, sondern im stolzen Selbstgefühle der errungenen Größe der starren toden, einmahl angenommenen Form sich erfreut: wie viel mehr muß man den nomadischen Kalmücken achten!

Am weitesten haben es die Chinesen im Feuerwerk gebracht. Makartney giebt eine Schilderung desjenigen, welches der Kaiser Kienlong den Britten im Garten von Dschehol geben ließ.

Unter den vielen merkwürdigen Dingen, sagt er, die ich bey diesen Feuerwerken bewunderte, war vorzüglich ein grüner Kasten von fünf Qua-

dratfußen, welchen man vermittelst eines Flaschenzuges von der Erde bis auf 50—60 Fuß in die Höhe erhob. Sobald er diese erreicht hatte, that sich der Boden von selbst auf und es gingen daraus plötzlich zwanzig bis dreyßig Stricke hervor. Diese waren mit Laternen besetzt, die sich nach und nach entfalteten und deren Zahl wenigstens fünfhundert betrug. Alle waren hell erleuchtet und erschienen durch das innere Flammenfeuer auf das Prächtigste gefärbt. Sie waren von Papier oder von Gaze. Ihr Entfalten und ihr Herabsteigen wiederhohlten sie mehrmahls und jederzeit zeigten sie neue Formen und neue Farben.

An jeder Seite des großen Kastens waren auf einem gewißen Abstande kleinere, welche ein ähnliches Schauspiel darbothen. Es gieng daraus eine ungeheure Menge netzförmig geschlungener Feuer unter aller Gestalt und Größe hervor. Da gab es Kugeln, Quadrate, Sechsecke, Achtecke, Rauten. Diese leuchteten wie das glänzendste Kupfer, aber bey der geringsten Bewegung des Windes brachen daraus Flammen gleich Blitzen hervor, welche sich unter allen Farben des Regenbogens mit einander vereinigten. Das größte der Chinesischen Feuerwerkerey ist, daß sie ihren Kunstfeuern alle mögliche Farben zu geben verstehen.

Zu den Lustbarkeiten des Chinesen gehören noch mehrere Spiele. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber dieser Vergnügungen, welchen er nicht bloß seine Zeit, sondern oft auch seine Güter aufopfert.

opfert. Mit Leidenschaft ist er dem Hazardspiel ergeben. Selten geht er ohne Würfel aus; auch pflegt die Karte sein Begleiter zu seyn. Die Blätter bey dieser sind schmäler und kleiner als bey uns, das Spiel ist verwickelter als das unsrige. Oft soll der Spielgeist so mächtig wirken, daß selbst Weiber und Kinder Preis des Würfelns sind. Ein Fingerspiel, das den Nahmen Tsoimoi führt, ist dem bekannten Italischen verwandt. Es wird auch unten desselben nochmahls gedacht werden. Schach, welches hier schon lange einheimisch ist, wird vorzüglich von den Vornehmen gespielt.

Von körperlichen künstlichen Uebungen sieht man sehr geschickte Seiltänzer, Luftspringer und Wettrennen. Auch die Taschenspielerey wird getrieben.

Wenn dem Menschen die reichste Quelle des Vergnügens aus der Anschauung und dem Genuße solcher Werke entsteht, bey deren Hervorbringung er die Natur hat bezwingen müßen; so können wir nicht umhin, hier Einiges über die Gartenkunst der Chinesen einzuschalten, in welcher sie es zu einer so bedeutenden Höhe gebracht haben.

Die Vortrefflichkeit in derselben bey dem Chinesen besteht darin, daß er die Natur beherrscht. Ist eine Oede vorhanden, so schmückt er sie mit Bäumen, trifft er auf eine trockne Wiese, so bewässert er sie mit einem Fluße oder unterfluthet sie mit einem See, findet er eine glatte Fläche, so verändert er sie so viel als möglich durch

das

das Entgegengesetzte. Zur Betrachtung des Erhabenen wird man unvermerkt hingerissen und nicht durch schnelle Aufdringung davon überrascht: denn Heiterkeit ist ein Hauptzug im Entwurfe. Die Baukunst wird, noch mehr zu beleben, zu Hilfe gerufen. Die Gebäude sind entweder von geschmackvoller Einfalt oder auf das Geflissentlichste ausgeschmückt, in angemessener Entfernung errichtet und anständig contrastirt, nie verworren zusammengedrängt oder einander geziert so gegen über gestellt, daß sie sich nichts sagend anstarren.

Der Chinesische Garten, ob er gleich nicht nach der Perspektive als Wissenschaft gebildet ist, bringt doch durch die Behandlung der Entfernungen die glücklichsten Wirkungen hervor. Er hebt oder besänftigt die Züge und contrastirt die Bäume von einem hellen Lichte mit einem dunkeln Baume.

Doch deutlicher als diese dem Britten entlehnte allgemeine Schilderung spricht die besondere Beschreibung des kaiserlichen Gartens von Dschehol oder Zehol, der auf Chinesisch Wan-schuh-juen oder das Paradies von 10000 d. i. unzählbaren Bäumen heißt. Das Städtchen dieses Nahmens, welches in der Tartarey unter dem 41. Grade der Breite in einem angenehmen Thale liegt, ist zwar volkreich, hat aber meistens nur elende Hütten und sonst nichts Empfehlendes. Dagegegen zeichnen sich die jenseits Dschehol liegenden kaiserlichen Gärten aus. Mit welchen Reizen diese geschmückt

sind,

sind, zeigt folgender Bericht, den uns Makartney darüber abgestattet hat:

„Wir ritten, erzählt er, etwa 3 Meilen durch einen sehr schönen Park, der in der größten Ordnung war und der Gegend von Luton in Bedfordshire sehr ähnlich schien; der Boden erhob sich in sanften Wellen und war hin und wieder mit allerley Gruppen von Bäumen besetzt, die an dem entferntern Ende wohl mit einander contrastirten. Indem wir weiter vorrückten, sahen wir einen großen See, dessen Ende sich in Ferne und Düsterheit zu verliehren schien. Hier standen eine große und prächtige Jacht für uns und viele kleinere für das Gefolge bereit; sie waren mit Geschmack eingerichtet und mit unzählichen Fähnchen, Wimpeln und Flaggen verziert. Die Ufer des Sees haben alle die verschiedenen Gestalten, welche die Einbildungskraft eines Mahlers schaffen kann; bald erscheint eine Bay, bald eine Landspitze, so daß fast jede Bewegung des Ruders uns einen neuen und unerwarteten Gegenstand zeigte. Auch fehlte es nicht an Inseln, aber sie liegen bloß, wo sie sollten; jede ist an ihrem Orte, jede hat ihren gehörigen Charakter; eine ist durch eine Pagode oder durch ein andres Gebäude ausgezeichnet; eine andre hat gar keinen Schmuck; etliche sind glatt und eben; etliche schroff und uneben; andre sind mit Holzung verdüstert oder es lächeln auf ihnen angebaute Felder. Wo etwas besonders Interessantes vorkam, da stiegen wir aus, um es zu besehen

sehen und ich glaube wirklich, daß wir auf dieser Wasserfahrt bey 40 bis 50 Pallästen oder Pavillons anhielten. Diese sind alle auf die reichste Art verziert, mit Gemählden von des Kaisers Jagden und Reisen, mit erstaunenswerthen Vasen aus Jaspis und Agat, mit dem feinsten Sinesischen und Japanischen Porzellan und mit jeder Art Europäischer Spielsachen und Sing-songs; mit Sphären, Planetarien, Uhren und musikalischen Automaten von so vortrefflicher Arbeit und in solcher Menge, daß unsere Geschenke keinen Vergleich damit aushielten und ihre verkleinerten Häupter, wie ein Englischer Dichter sagt, verbergen mußten und doch habe ich mir sagen lassen, daß es noch viel schönere Sachen, als die wir hier gesehen haben, in den Gemächern der Damen und in der Europäischen Niederlage zu Juen-min-juen gibt. In jedem Pavillon war ein Thron oder Kaiserlicher Staat und ein Ju-dschan, oder ein Zeichen des Friedens und der Wohlfahrt, das an einer Seite desselben lag und demjenigen glich, das mir der Kaiser gestern für den König überreichte."

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Wunder dieses herrlichen Ortes beschreiben wollte. Es gibt keine Schönheit in der Anordnung, keinen Zug der Anmuth, keinen Sprung der Fantasie, wodurch unsere Lustgefilde in England verschönert sind, welchen man nicht hier fände. Wäre China für Browne und Hamilton zugänglich gewesen, so hätte ich schwören wollen,

daß

daß sie ihre glücklichsten Gedanken aus den reichen Quellen gezogen hätten, die ich heute gekostet habe. Denn ich habe in wenigen Stunden sehr mannigfaltige ländliche Vergnügungen genossen, von denen ich mir einbildete, daß man sie außer England nicht genießen könnte; ich fand mich in verschiedenen Augenblicken durch Auftritte bezaubert, welche völlig der Pracht in Stowe, den sanfteren Schönheiten in Wooburn und dem Feenlande in Paine'shill gleichen."

„Vor allen fiel mir eine Sache auf, nämlich die glückliche Wahl der Lage für Gebäude, welche bloß aufputzen sollen. Von der Beobachtung dieses Umstandes kommt es, daß sie nicht aussehen, als wären sie zu häufig, oder im Mißverhältnisse; sie drängen sich dem Auge niemals auf, sondern zeigen sich überall, wo sie erscheinen vortheilhaft und heben, veredeln und beleben die Aussicht."

„An vielen Orten war die See mit dem Nenuphar oder Lotus (nelumbium), welcher der Englischen Wasserlilie mit gleichen Blättern gleicht, überwachsen. Die Chinesen sind leidenschaftlich in diese Pflanze verliebt und bauen sie auf allen ihren Wasserstücken; aber ich gestehe, daß sie mir nicht sehr gefällt. Künstliche Felsen und Teiche, mit Gold- und Silberfischchen, kommen vielleicht zu oft vor und die mißgestalteten Figuren von Löwen und Tigern, welche gewöhnlich vor den Pavillons stehen, sind einem Europäischen Auge anstößig;

stößig; doch dieß sind unbedeutende Kleinigkeiten und ich erstaune, daß ich jezt, nach einer sechsstündigen genauen Besichtigung dieses Gartens, fast nichts mehr daran zu tadeln finden kann."

„Als wir uns vom Minister beurlaubten, sagte er uns, daß wir nur die östliche Seite des Gartens gesehen hätten; die westliche sey bey weitem größer und er würde das Vergnügen haben, uns diese an einem andern Tage zu zeigen."

„Sobald daher am kaiserlichen Geburtstage die Feyerlichkeiten vorüber waren, thaten uns der erste oder große Colao Ho-tschung-tang, der Foliuh, des Foliuh's Bruder, Fu-tschung-tang und Song-ta-dschin, nebst den anderen großen Männern, die uns vor zwey Tagen bey unsrer Besichtigung des östlichen Gartens begleiteten, den Vorschlag, in unsrer Gesellschaft auch den westlichen zu besehen, welcher gegen den erstern stark absticht und alle die erhabenen Naturschönheiten in einem eben so hohen Grade darstellt, als der Theil, den wir vorher besehen hatten, die Reize der Sanftheit und Anmuth besitzt. Es ist eine der schönsten Waldscenen in der Welt; wild, gebirgig, beholzt und felsig und mit Hirschen, verschiedenartigen Damhirschen und den meisten anderen, den Menschen nicht schädlichen, Jagdthieren, versehen."

„An vielen Stellen stehen dicke Holzungen, nebst Eichen, Tannen nnd Kastanienbäumen, fast

auf senkrechten Jähen und drängen ihre hartnäckigen Wurzeln durch jede Gegenwehr der Oberfläche und des Bodens, wo es scheint, als ob gar nichts wachsen könnte. Diese Holzungen erglimmen oft die höchsten Gipfel der steinigen Hügel, oder sammeln sich an den Rändern derselben, steigen auf einem schroffen Abschusse hinauf und vergraben sich in den tiefsten Thälern. Dort findet man in gehörigen Entfernungen Palläste, Bankethäuser und Klöster, aber ohne Bonzen, der Lage und den besondern Umständen des Orts angemessen, zuweilen mit einem Bache an der Seite, der sich sanft durch eine Oeffnung der Bäume stiehlt, oder mit einem herabstürzenden Wasserfalle, der vor Wuth schäumt und mit einem tausendfältigen Echo herausprallt, oder still von einer dunkeln oder einer gähnenden Kluft verschlungen wird."

„Die Wege, auf denen wir uns diesen romantischen Auftritten näherten, sind oft in den nähmlichen Fels gehauen und auf einer Art von rauhen Treppe um die Berge herumgeführt; dennoch ereignete sich kein Unfall, kein falscher Tritt eines Pferdes störte die Regelmäßigkeit unsers Zuges, ungeachtet die Pferde muthig und durchgehends nicht beschlagen sind. Wegen der großen Unregelmäßigkeit des Bodens und der verschiedenen Höhen, die wir bestiegen, erhielten wir Gelegenheit, viele prächtige Gesichtspunkte mit halben Blicken zu benutzen; aber nachdem wir etliche Stunden, doch ohne im mindesten ermüdet zu seyn,

herum-

herumgewandert waren, erreichten wir endlich einen bedeckten, aber von allen Seiten offenen Pavillon, der auf einem so hohen Gipfel stand, daß man von dort die ganze umliegende Gegend auf eine ungeheure Weite übersehen konnte. Ich halte den Radius des Gesichtskreises, von dem Mittelpunkte, wo wir standen, wenigstens für 20 Englische Meilen lang und gewiß, eine so reiche, so mannichfaltige, so schöne, so erhabene Aussicht haben meine Augen niemals erblickt. Ich sah alles, wie auf einer illuminirten Landcharte, vor mir, Palläste, Pagoden, Städte, Dörfer, Pachthäuser, Ebenen und Thäler, die von unzähligen Bächen benetzt wurden, Hügel, auf denen Waldungen nickten und Wiesen mit Rindern, von den schönsten Marken und Farben, bedeckt. Alles schien mir fast vor den Füßen zu liegen und mich dünkte, ein Schritt würde mich den Gegenständen nahe bringen."

„Ich sah hier sowohl eine ungeheure Menge Kühe von der Art, die man in England sheet cows, als Pferde, die man sheet horses nennt, viele Apfelschimmel, Schecken, gemaserte und gefleckte, die letzteren besonders von der Art strawberry (Erdbeeren)."

„Von hier wurde uns vom Minister eine ungeheure Befriedigung unterhalb gezeigt, die, wie er sagte, ihm eben so wenig zugänglich war, als uns, da niemals Jemand anders hineinginge, als der Kaiser, seine Frauen und seine Eunuchen."

Von

Von der Musik, insoferne ihr feste Regeln der Kunst zum Grunde liegen, kann man nicht dasselbe rühmen, was wir von anderen Künsten loben mußten, von welchen die eine das Auge vergnügt, indessen sie den Gehörsinn verletzt, die zweyte aber bloß ein reines Vergnügen in der Anschauung hervorbringt. „Die Musik, berichtet Barrow, scheint nicht als eine Wissenschaft getrieben zu werden; sie wird weder erlernt, um damit Prunk zu machen, noch von den Vornehmen als eine Belustigung geübt, ausgenommen von den Frauenzimmern, die zum Verkaufe erzogen werden, oder von denen, die sich zur Unterhaltung derer vermiethen, welche ihre Gunstbezeugungen kaufen wollen und so wie sich die Chinesen in allen ihren Begriffen von anderen Völkern unterscheiden, so lernen auch diese Frauenzimmer gewöhnlich nur auf Blasinstrumenten, z. B. kleinen Pfeifen und Flöten, spielen; während das Lieblingsinstrument der Mannspersonen die Guitarre, oder etwas, das ihr sehr gleichkommt, ist, ein Instrument, das 2, 4, auch 7 Saiten hat. Man miethet Eunuchen und die niedrigste Klasse zum Spielen und es scheint, als ob eine gute Musik in dem größten Lärm bestände, den man aus den verschiedenen Instrumenten locken kann. Das Lärmbecken, welches sie Lu nennen, ist ganz vortrefflich dazu geschickt. Das Instrument ist eine Art von hohlem Kessel, oder von Deckel desselben, welche sie mit einem hölzernen Hammer schlagen, der mit Leder überzogen ist. Es soll eine Composition aus

Kupfer,

Kupfer, Zinn und Wißmuth seyn. Sie haben auch eine Art von Clarinette, 3 bis 4 verschiedene Arten von Trompeten und ein besaitetes Instrument, das dem Violoncell nicht unähnlich sieht. Ihr Sing ist eine Zusammensetzung von ungleichen Bambusröhren, die der Syrinx des Pan beykommt; es fehlt den Tönen gar nicht an Anmuth, aber das Instrument ist so unregelmäßig und aufs Gerathewohl gemacht, daß es nicht scheint, als ob eine genaue Tonleiter auf demselben beabsichtget wäre. Ihre Paucken haben gewöhnlich die Gestalt der Fässer. Diese und Glöckchen von verschiedenen Größen, welche man an ein Gestell häng, werden mit bey ihrer gottesdienstlichen Musik gebraucht. Sie haben auch ein musikalisches Instrument, das aus Steinen in der Form eines Winkelmaaßes besteht: jeder Stein ist mit der Ecke in ein hölzernes Gestell gehangen. Die, welche ich sah, schienen zu der Gebirgsart Gneus zu gehören. In dem Museum zu Keswick sind musikalische Steine von derselben Art, die in einem Flüßchen am Fuße des Berges Skiddaw aufgelesen wurden; aber diese scheinen kleine Stückchen von schwarzem Schörl oder Tourmalin zu enthalten. Uiberhaupt prahlen ihre Geschichtschreiber, daß das ganze Naturreich gebrandschatzt worden sey, um ihr Musiksystem zu vervollständigen und daß man die Häute der Thiere, die Fibern der Pflanzen, die Metalle, die Steine und gebrannte Erdarten zur Hervorbringung der Töne gebraucht habe. Es ist wahr, ihre Instrumente sind man-

nigfaltig genug, sowohl in Hinsicht der Materialien als der Gestalt; aber ich kenne keines, das einem Europäischen Ohre nur erträglich wäre. Ein Engländer in Canton bemühete sich, die verschidenen Instrumente des Landes zu sammeln: man sieht sie auf beyliegendem Kupfer; aber seine Sammlung ist nicht vollständig.

Die Chinesischen Instrumentalisten spielen gemeiniglich Unisono, oder bemühen sich wenigstens, es zu thun und zuweilen nimmt ein Instrument die Octave, aber niemals einen Theil der Harmonie, wie bey uns, sondern jedes bleibt bloß bey der Melodie, wenn ich einen Nahmen, der so viel Süßigkeit anzeigt, auf eine Menge rauher Töne anwenden darf. Sie haben nicht den geringsten Begriff vom Contrapunkt und von der Vertheilung der Harmonie: eine Erfindung, welche selbst die geschmackvollen Griechen nicht besaßen und die bis auf die mönchischen Zeitalter in Europa und Asien unbekannt war.

Ich habe niemals mehr als einen Chinesen gehört, von dem man sagen konnte, daß er mit Empfindung sang. Unter Begleitung einer Art von Guitarre trug er die folgende Arie zum Lobe der Blume Mulichwa vor, welche, wie es scheint, eine der beliebtesten Arien im ganzen Reiche ist:

Wört-

Wörtliche Uibersetzung.

1.

Wie angenehm dieser Zweig frischer Blumen
Eines Morgens eines Tages wurde er in mein Haus geworfen,
Ich der Eigenthümer will ihn tragen nicht außer der Thür
Sondern ich will halten die frische Blume und glücklich seyn.

2.

Wie angenehm dieser Zweig der Muliblume
In dem vollen Beete der Blume blühend frey keine übertrifft sie
Ich der Eigenthümer will tragen diesen gebrochenen Zweig
Tragen ihn doch fürchten, die Blume gesehen, Menschen werden beneiden.

Von ihrer Musik verdient auch noch der Gesang bemerkt zu werden, mit welchem sich die Ruderer der Barken zu ihrer Arbeit beleben. Bey Barrow findet sich die Melodie davon (I. S. 99. Weimarische Uibers.)

An manchem windstillen Abend, sagt Barrow, wenn alles auf dem Wasser todenstill war, haben wir dieser kunstlosen, ungeschminkten Weise, welche mit weniger Aenderung auf der ganzen Flotte gesungen wurde, mit Vergnügen zugehört. Außer-

Außerordentliche körperliche Anstrengung, die gewissermaßen von der Willigkeit der Seele abhängt, wird oft unter den allerwildesten Völkern mit aufheiternden Lauten begleitet. Aber der Chinesische Schiffergesang konnte nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden: gleich den Ausrufungen unserer Matrosen, wenn sie Stricke auf dem Schiffe ziehen oder gleich dem Rudergesange der Leute auf den Hebridischen Inseln, welcher, wie Dr. Johnson sagt, dem procelevsmatischen Verse gleicht, wodurch die Ruderer der Griechischen Galeeren aufgemuntert wurden, scheint man durch die Chinesische Weise bloß Fröhlichkeit mit Regelmäßigkeit verbinden zu wollen."

Auch der Japanese liebt die Musik und ergötzt sich in Tänzen. Die erstere ist auch bey ihm mehr Geräusch erregend als harmonisch. So hat auf unsrer Abbildung der Mönch von der Sekte Rokubo auf dem Bauche ein kleines kupfernes Becken festgebunden, worauf er mit einem Stäbchen, das er in der Hand hat, beständig Lärm macht. Diese Musik begleitet er mit einer Schelle, die er in der linken Hand hält und gewöhnlich auch noch mit Gesang. Die Japanesen haben auch das Tambourin, eine Art Schalmey und schlechte Saiten-Instrumente, die unseren Lauten oder Hackbrettern ähnlich sind und auch die Feyerstunden der Frauenzimmer, ihrer Unvollkommenheit ungeachtet, ausfüllen.

Für den Tanz sind sie sehr eingenommen. Er dient bey den Gastmählern zur Belustigung und wird hier von Tänzerinnen und tanzenden Knaben aufgeführt.

Auch die Blüthen der Dichtkunst haben sich unter diesem Volke entfaltet. Vorzüglich haben die Dichter im Schauspiel sich versucht. Dieses ist, wie in Europa, in Aufzüge und Auftritte getheilt; der Prolog deutet den Plan des Stückes an, ohne seine Entwicklung zu bezeichnen, weil dadurch das Uiberraschende wegfiele. Der Stoff wird öfter aus der Götter= und Heldensage genommen. Tanz und Musik begleiten die Darstellung und bringen sie dadurch, so wie durch die prächtigen, mit der Vorstellung übereinstimmenden Dekorationen unserer Oper nahe. Kämpfer war in Nangasaki Zuschauer eines Stückes, in welchem die rohen und dürftigen Zeiten von Japan dargestellt wurden. Das Theater glich dabey einer elenden Scheune. Das Ganze zerfiel in 12 Abtheilungen und ward sowohl durch mehrere Solo=Tänze als auch durch große Ballets unterbrochen. Auch kamen große Naturscenen, herbeygetragne Gebirge, verlarvte Riesen und Feenscenen vor. *)

Das

*) Daß Darstellungen der Art sich mit unseren Dekorationen messen dürfen, möchte man aus dem Talente des Japaners zu bildlichen Darstellungen

Das Theater scheint daher hier überwiegende Vorzüge vor dem Chinesischen zu haben, von welchem uns Barrow eben keine empfehlende Schilderung macht.

Es ist in China eine sehr häufige Gewohnheit unter den Staatsbeamten, daß sie Privat-Theater in ihren Häusern haben. Während der Reise der Engländer durch das Reich und in Canton wnrden sie durch viele Vorstellungen der Art unterhalten.

Der Stoff der vorgestellten Stücke ist meistens historisch und bezieht sich auf die Verhandlungen entfernter Zeiten; in diesem Falle sind die Anzüge nach den ehemahligen Chinesischen Trachten gemacht. Es gibt andere, welche die Tartarische Eroberung darstellen; aber keine, die auf historische Ereignisse nach dieser Periode gebaut wären. Das alte Drama wird von den Kunst-

rich-

gan schliessen. Langsdorf bemerkte auf dem fürstlich Fisenschen Fahrzeuge einen Mann, welcher sich hinter seinen Landsleuten versteckte und sich mit Zeichnen beschäftigte. Man suchte, ihn treuherzig zu machen und bath ihn, die Gegenstände, welche ein Interesse für ihn haben konnten, ohne Rückhalt abzuzeichnen und die Ansicht derselben zu gestatten. Nicht wenig erregte die Geschicklichkeit, welche er bewies, Bewunderung. Er hatte in kurzer Zeit Alles, was er an dem Russischen Personale und um dasselbe

sah,

richtern vorgezogen. Sie haben auch komische Stücke, in denen allezeit eiu Lustigmacher vorkömmt, dessen Verzerrungen und Pöbeleyen, wie die der Spaßmacher auf unserer Bühnen, bey den Zuschauern den meisten Beyfall finden. Der Dialog wird in allen ihren ernsthaften und komischen Stücken mit einer Art von eintönigem Recitativ vorgetragen, das jedoch zuweilen ein Paar Töne steigt oder fällt, welche die leidenschaftlichen oder klagenden Accente ausdrücken sollen. Der Sprechende wird absatzweise durch helle gellende Musik, meistens von Blaseinstrumenten, unterbrochen und die Pausen werden ohne Ausnahme von einem lauten Krachen ausgefüllt, zu welchem sich das helltönende, betäubende Lärmbecken und zuweilen die Paucken gesellen. Gemeiniglich folgt darauf eine Arie. Freude, Schmerz, Wuth, Verzweiflung, Raserey, sucht man auf der Chinesischen Bühne durch Gesang auszudrücken.

Die Einheit der Handlung ist in so fern erhalten, daß sich eigentlich der Auftritt nicht ändert; aber man muß sich eine Aenderung des Orts

oft

sah, zu Papier gebracht, z. B. einen dreyeckigen Huth mit Federn, Stern und Ordensband des Ambassadeurs, die verschiedenen Stickereyen der Uniform eines jeden Officiers, Säbel, Degen und Degenschäfte, Knöpfe, Scherpen, Kammerherrnschlüssel, Uhrband und Pettschaft rc.

oft einbilden. Die Art, wie sie der Phantasie in diesem Stücke zu Hülfe kommen, ist ziemlich seltsam. Wenn es nöthig ist, einen General auf einen fernen Waffenzug auszusenden, so besteigt er einen Stock, reitet zwey bis dreymahl um die Bühne herum, schwenkt eine kleine Peitsche und singt eine Arie; ist diese aus, so hält er inne und fängt sein Recitativ wieder an, worauf die Reise für zurückgelegt gehalten wird. Der Mangel an Colissen wird zuweilen durch eine sehr unklassische Figur ersetzt, welche, der grammatischen Prosopopöie gerade entgegen, annimmt, daß Dinge durch Personen vorgestellt werden. Soll z. B. eine mit Mauern umgebene Stadt gestürmt werden, so häufen sich eine Menge Soldaten, einer über den andern, quer über die Bühne und diese sind die eingebildete Mauer, über welche die Sturmparthie zu klettern hat.

Man läßt die Zuschauer niemahls im Dunkeln, was für ein Charakter sich ihnen jezt darstelle. Wie in dem alten Griechischen Drama und in unseren alten Theaterstücken, die es denselben nachthaten, machen sich die handelnden Personen den Zuschauern durch schickliche Anreden bekannt.

Was die Dauer der Handlung anlangt, so umfaßt ein einziges Drama oft die Begebenheiten eines ganzen Jahrhunderts, oder sogar einer Dynastie, die zweymahl so lange gewährt hat.

Am

II. 92.

Mayr Sc. A. Falger grav.

Rußische Volksbelustigungen.

Am Schauspiele vergnügt sich auch der Birmane. Symes war Zuschauer eines Stückes, welches der König von Pegu ihm zu Ehren aufführen ließ. Der Dialog desselben zeichnete sich durch seine Lebhaftigkeit aus und war ohne Uiberladung, die Handlung beseelt, das Costüme den Hauptpersonen angemessen und prächtig. Die besten Schauspieler sind von Siam, wo man der dramatischen Kunst mit Liebe ergeben ist. (s. u.) Zwischen den Akten trat ein Possenreißer auf, welcher durch seine Grimassen Lachen zu erregen suchte. In der Mimik sind die Birmanen überhaupt Meister.

Auf die Tonkunst legen die Birmanen einen hohen Werth und verrathen auch ein gutes Gehör für dieselbe. In ihrer für die Laute des Gesanges empfänglichen Sprache besitzen sie Helden- und geistliche Lieder.

Auch auf dem Boden von Afrika ertönt der Gesang zur Freude des Menschen. Jener der Einwohner auf der Küste von Angola verdient, wenn man den Grad der hier herrschenden Cultur betrachtet, hohe Aufmerksamkeit. Kennt man auch die Verfeinerung der Kunst hier nicht, haben sie auch keine Melodien, so sind sie doch von der Natur mit so bildsamen Organen und einem so feinen Ohr begabt, daß sie durch diese Anlagen sich zum Gefühle einer Harmonie erhoben haben. Sie singen mit außerordentlicher Bestimmtheit; zwar ist ihre

ihre Musik barbarisch, aber sie haben doch die erste und zweyte Stimme und den Baß und diese Harmonie ist so richtig als möglich, d. h. würde man einem Tonsetzer die erste Stimme ihrer Lieder geben, so würde er nach derselben eine zweyte Stimme und den Baß genau so setzen, wie die Neger diese in ihrem Lande singen. Ihre Gesänge begleiten sie mit Tänzen, welche mehr musikalisch als graziös sind.

Derjenige, welcher den Tanz beginnt, stellt sich vor die Tänzer. Diese stehen, wenn sie zahlreich sind, in einer oder in zwey Reihen, sonst aber schließen sie um den Vortänzer einen Kreis. Dieser lehrt sie zuerst die Pas, die sie machen sollen; dann theilt er sie in die erste und zweyte Stimme und den Baß, wobey er Jedem denjenigen Platz anweißt, welcher ihm nach seiner eigenthümlichen Stimme zukömmt, dann singt er ihnen alle 3 Theile des Liedes vor, welche sie auch bald fassen, da der ganze Gesang nur aus 2 — 3 Redensarten besteht, welche beständig wiederhohlt werden. Verschiedene dieser Gesänge sind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorsänger, welcher allein singt und dem das Chor antwortet. Wenn Jeder seine Stimme einstudirt hat, fangen sie zusammen an; jeder Takt wird mit einem Sprunge auf einem Beine oder auf beyden Beinen begleitet und die guten Noten jedes Taktes werden durch einen Trit mit dem Fuße mit einer Uibereinstimmung

mung bezeichnet, welche Bewunderung erregt. Jeder Einschnitt des Taktes wird durch ein Händeklatschen angedeutet und bestimmt und wenn die Bewegung langsam ist, bedienen sie sich des Händeklatschens auf die Art, wie wir uns der Taktstriche bedienen. Sie bezeichnen nähmlich den Takt durch ein so oft wiederhohltes Klatschen, als sie nöthig finden, um der Bewegung Ausdruck zu geben und dieser Ausdruck ist sehr fühlbar. Ein Fremder erkennt sogleich, ob der Gegenstand traurig, ernsthaft oder lustig ist. Ihre Gesänge begleiten sie mit verschiedenen Trommeln und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß sie selbst das geübteste Ohr in Erstaunen setzen.

Die Congo-Trommeln sind an Gestalt und Verhältniß verschieden. Man hat deren zum Tanz und zu öffentlichen Festen, zum Lärmschlagen und zum Kriege. Die letzteren gleichen ihrer Gestalt nach vollkommen unseren Cymbeln. Diejenigen, mit welchen man Lärm schlägt, sind wie jene, welche bey den Festen gebraucht werden und unterscheiden sich nur durch die größere Dicke; die kleinsten gebraucht man bey dem Tanze. Diese sind aus einem Zweige des Mapubaums verfertigt, etwa 7 Fuß lang und 15 Zolle im Durchschnitt. Eine andre Art dieser Trommeln ist mit einem schlecht gespannten Ziegenfelle überzogen, welches einen sehr dumpfen Ton gibt. Das Instrument wird gewöhnlich mit Hilfe des Feuers ausgehöhlt, aber es bleibt noch immer so dick, daß das Holz nicht

fibriren

fibriren kann, folglich bringt man nur einen unvollkommenen Ton hervor. Derjenige, welcher die Trommel rührt, sitzt darauf oder trägt sie an einem Bande hängend zwischen den Beinen. Sie zu schlagen, bedient man sich keiner Stöcke, sondern der Hände. Ihre musikalischen Instrumente kommen ihren Gesängen nicht gleich. Sie haben eine Art Violine aus der Frucht des Mapu; darüber sind 3 Saiten gespannt, welche man, wie die Guitarre, mit den Fingern schlägt. Sie befestigen an dieses schlechte Instrument auch ein Griffbrett. Dieses dient aber bloß dazu, diejenigen Saiten zu spannen, welche sie nicht berühren. Sie halten die Violine zwischen den beyden Händen, das Griffbrett nach außen gekehrt und kneipen mit den beyden Daumen, indem sie dazu einen widrigen Gesang durch die Nase anstimmen. Das Verhältniß der 3 Saiten zu einander ist uns nicht genau bezeichnet. Es soll zwischen den beyden stärksten nur ein Ton seyn; die Intervalle zwischen der höchsten und der zweyten war eine große Terze. Dieses Maas ist aber nicht völlig genau und die Begleitung ein unharmonischer Lärm ohne alle Kunst.

Die Congo-Neger haben auch sehr lärmende Trompeten, theils von Holz, theils von Elfenbein. Die letzteren sind sehr selten, weil sie aus einem einzigen Stücke seyn müssen und es schwer hält, so große Elephantenzähne zu finden. Man stimmt diese Instrumente ziemlich richtig mit

einan-

einander; doch bleibt die Musik immer barbarisch.

Dieses Volk, welches in seinen Gesängen Kunstsinn verräth, gibt sich bey seinen öffentlichen Lustbarkeiten oder den sogenannten Kabalen den abscheulichsten Ausschweifungen Preis. Man sieht hier die Neger brüllen, tanzen, die Trommel schlagen und leider! auch eine Menge von dem ihnen unentbehrlich gewordenen Brantwein trinken.

Sie machen bey dieser Gelegenheit auch häufig Sangas. Unter dem Worte Sanga versteht man ein Kriegslied oder eine Verwünschung, eine Aufforderung, eine Aeußerung der Freude. Welches aber auch immerhin die Veranlassung zu einem Sanga seyn mag, so ist damit allezeit eine Verwünschung des gegenwärtigen oder abwesenden Feindes oder Fetisches vergesellschaftet.

Wer ein Sanga übernimmt, fängt damit an, daß er vor der Menge, die langsam herumgeht, beständig Saquila *) macht. Allmählig

N wer-

*) Saquila ist eine Ehrenbezeigung oder nur ein bloßer Gruß. Der kleine Saquila kommt nur den Königen und Prinzen zu und besteht nur in der Bewegung von zwey Fingern, indem man dabey denjenigen, welchen man diese Höflichkeit erzeigen will, die Hand weist. Der zweyte Saquila ist der gemeinste und unter Personen von glei-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

werden die Bewegungen stärker; er scheint Jedermann Hohn zu sprechen, schürzt seine Pagne auf **), wirft sie zuweilen von sich, zeigt sein Hintertheil, verzerrt den Mund, rollt die Augen und knirrscht mit den Zähnen. Wenn er sich hinlänglich ereifert hat, läuft er 50 Schritte mit einer großen Heftigkeit und macht am Ende eine Capriole und einen Purzelbaum. Alsdann spricht er, wenn er zurückkommt,

chem Stande üblich. Er besteht darin, daß man derjenigen Person, welche man grüßen will, gerade gegenüber, die Arme lang ausstreckt und dabey die Hände hohl hält, so daß sie, wenn man sie zusammen schlägt, einen tiefen Ton geben. Erst gibt man einen großen Schlag, dann folgen sich hinter einander immer schneller verschiedene, welche einen schwächern Laut geben, bis sie endlich nicht mehr hörbar sind. Dieses wird dreymahl wiederhohlt und drückt einen bloßen Gruß aus. Begrüßen sich Personen gleichen Standes, so machen es beyde zu gleicher Zeit; ist aber der eine vornehmer, so macht der Vornehme seine Saquila nur nach einem andern. Diese Ceremonie aber wird eine Ehrenbezeigung, indem man die zusammen gefügten Hände in die Hände der Person legt, welcher man seine Achtung bezeigen will.

Der dritte Saquila ist ein Zeichen der tiefsten Verehrung und wird nur gegen Fürsten von ihren Lehensleuten und den Mäklern gemacht. Er unterscheidet sich von dem letztern, indem man dabey auf die Kniee fällt.

Die

kommt, mit Wuth die Verwünschung aus, wobey er einen Arm steif ausstreckt und den andern gewaltsam bewegt; die Zuschauer muntern ihn durch Geheul und durchdringendes Geschrey auf. Hat er nun diesen Lauf fünf bis sechsmahl wiederhohlt, so ist die Verwünschung am Ende. Er macht dann eine Bewegung auf die Zuschauer, als ob er auf diese etwas hinschleuderte. Diese hören dann auf, Saquila zu machen und schlagen sich mit beyden Händen die Brust so schnell als möglich, indem sie

Die letzte Saquila endlich bezeichnet die höchste Erniedrigung und wird von Sklaven gegen Prinzen, zuweilen auch gegen ihren Herrn, gemacht. Sie werfen sich auf die Erde und setzen den Fuß des Andern auf ihren Kopf, dann schlagen sie die Erde mit der umgekehrten Hand und berühren mit der innern Seite wiederhohlt die Stirne, indem sie mehrmahls sagen: gnädiger Herr! ich bin Ihr Sklave! In diesem Falle erwiedert der Herr das Compliment mit dem ersten Saquila.

**) Pagne, Angolisch Makuta, bezeichnet jezt ein fünf Ellen langes Stück Linnen oder Cottun. Ehemahls verstand man darnnter ein ähnliches Stück aus Palmengras oder anderen Pflanzenfasern gewirkten Zeugs, welches die Neger vor der Ankunft der Portugiesen als Schürzen oder als Bedeckung des Unterleibs trugen, bis ihnen dergleichen hernach von Leinwand oder anderen Zeugen zugeführt wurden. Die Portugiesen brachten sie unter dem Nahmen nach Afrika, woraus sich hernach das Wort Pagne, Paun, gebildet hat.

sie zugleich durch die Zähne einen Ton herausstoßen, der wie Sic Sic klingt, womit man die Hunde zum Angriff zu hetzen pflegt. Der Sanga beschließt mit einem tiefen Saquila gegen die vornehmste gegenwärtige Person, welche alsdann zuweilen eine Sanga macht. Der Brantwein spielt hier eine große Rolle; man gibt davon der ganzen Menge zu trinken. Nicht selten entstehen hieraus heftige Uneinigkeiten.

Diese Ausartung des Vergnügens verdient zwar billig Tadel, aber vergesse man doch ja nicht, welcher Geist sich in den meisten Lustbarkeiten unserer Volksklassen in Europa ausdrückt! Wahrlich! man kann gegen unseren Kunstsinn selbst noch Neger als rühmliche Beyspiele aufsuchen. Auch bey ihnen finden sich umher ziehende Banden, welche das Lob und die Geschichte eines jeden Mannes, der sie interessirt, aus dem Stegreife besingen. Die Töne des Gesanges sind ihnen überhaupt, wie schon das Angeführte beweißt, nicht fremd.

Wir haben am Eingang schon Belege des auch dem Neger eingebohrnen, edlen Menschengeistes geliefert. Wie wohlthuend ist es, die Ausbrüche von diesem in Tönen zu vernehmen, durch welche in das verworrne Spiel des Lebens der Strahl der Freude fällt. Auch Mungo Park hat uns in seiner Reise ein Beyspiel dichterischen Sinnes in Afrika geliefert.

Es war ein ungestümmer Abend, als er, vom Hunger gequält und von Allen verlassen, unter

ter einem Baume sein Nachtlager suchen mußte. Hier erregte er das Mitleiden einer Frau, welcher er begegnete. Sie nahm ihn gastlich auf, angeregt von menschlichen Gefühlen und führte ihn in ihre Hütte.

Während des Nachtlagers beschäftigten sich die Genossen des gastlichen Hauses mit dem Spinnen von Baumwolle, indessen Einer in einer weichen und klagenden Melodie folgendes Lied sang, dessen letzten Worte der Chor begleitete:

Die Winde saußten, der Regen fiel;
Der arme Weiße nackt und verdrossen
Kam und setzte sich unter unsern Baum.
Er hatte keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt;
Keine Frau, die ihm Korn stampft.

C h o r.

Beklaget den Weißen; keine Mutter hat er mehr, die ihm Milch bringt; keine Frau, die ihm Korn stampft.

Der Gesang ist also hier auch Ausdruck zarter Gefühle; dagegen steigt er in einem andern Gedichte, dessen Verfasserinn die oben angeführte Negerinn, Wheateley ist, bis zum Erhabenen. Ich kann meinen Lesern die Teutsche Uibersetzung Eschenburgs nicht vorenthalten:

Gedanken über die Einbildungskraft.

Hier, dorthin irrt der Flug der Phantasie,
Bis ein geliebter Gegenstand ihn hemmt,
Deß seidne Fessel alle Sinnen binden,
Deß Fülle sanft die Seele ganz umfaßt.
Einbildungskraft! wer singet deine Stärke
Und wer beschränkt die Schnelle deines Flugs?
Die Lüfte theilst du, strebst zum höhern
Sitze,
Zum Licht erfüllten Thron des Donnrers auf.
Auf deinem Fittig eilen wir den Winden
Zuvor und lassen hinter uns den Erdball.
Von Stern zu Sterne schwärmt des Geistes
Auge,
Mißt Himmel und vertheilt das Wolkenreich,
Das mächt'ge Ganze faßt ein einz'ger Blick,
Der Geist, entfesselt, staunt vor neuen Welten.

Der Gesang gehört auch in Aegypten zu den öffentlichen Unterhaltungen. In Cairo findet man fast in jedem Kaffeehause einen Improvisator oder wohl auch mehrere Dichter, welche aus dem Stegreife Verse machen. Man findet diese Leute aber auch auf den Straßen. Sie unterscheiden sich durch eine Binsenkappe.

In allen Städten und Dörfern dienen die Tänzerinnen oder Almehs der Freude. Diese Mädchen haben mit den Bajaderen Ostindiens, von welchen uns Haffner in seiner Reise eine so liebenswürdig gezeichnet hat, denselben Zweck. Sie belu-

belustigen durch ihre Tänze und unterhalten durch ihre Erzählungen. Damit verbinden sie Unterhaltungen, welche der weiblichen Würde widersprechen. Das Weib trit im Orient als Dienerinn des Mannes überall in den Hintergrund zurück und wird dem allgemeinen Blick eifersüchtig entzogen. Diese Mädchen des Vergnügens gehen aber unverschleyert. Ihr Gewand, welches ihre körperliche Gestalt errathen läßt, ist nachläßig umgeworfen; ihre Bewegungen im Tanze sind mehr geschickt und schnell als schön und öfter ausgelassen und unanständig. Gewöhnlich stellen 2 Tänzerinnen einen Tanz dar. Zur Begleitung dient ein Hautbois oder eine Flöte mit einem Tambourin, die sie mit ihren Castagnetten nach dem Takte begleiten.

Vornehmere lassen solche Almehs zur Unterhaltung zu sich kommen. Man nimmt sie auch wohl in die Harems auf, damit sie die Frauen Anstand und Haltung des Körpers lehren.

Sonst vertreibt sich der Aegypter auch an Taschenspieler- und Gaukler-Künsten die Zeit. Die ersteren besitzen große Geschicklichkeit und führen meistens Schlangen bey sich, die sie nach Belieben tod oder lebendig machen. Die Gaukler haben einen Bajazo zum Lachenerregen.

Auch auf Europas Bodens wird uns die Betrachtung des interessanten Wechsels an geistigen und sinnlichen Vergnügungen zur eignen Unterhaltung dienen.

Die

Die Musik ist auch in unserm hohen Norden auf dem schauerlichen Island dem Einwohner hold geblieben. Wenn ihn der harte, lange Winter drückt und er sich mit Weben, Spinnen, Stricken beschäftigt, wird ihm die Arbeit dadurch versüßt, daß gewöhnlich Einer Etwas aus seinen Geschichten oder Mährchen vorliest. Die meisten Familien besitzen Bücher der Art. Auch das Schachspiel liebt der Isländer.

Die Einwohner der Hebriden haben ihre National-Gesänge und ihre National-Musik. Was die ersteren betrifft, so findet man beynahe kein Kind und keinen Greis, welcher nicht ganze Stücke aus Ossiaas Liedern auswendig wüßte. Für die letztere ist das Lieblings-Instrument, welches sie durch die Erinnerung an die Thaten ihrer Vorfahren zum Enthusiasmus befeuern und zu Thränen rühren kann, der Dudelsack. Viele Familien hatten sonst ihre eigenen Spieler und diese Würde war erblich. Es gab hohe Schulen der Musik, wo die Spieler sich auf diesem Instrumente vervollkommneten.

Faujas-Saint-Fond, der Verfasser einer Reise durch England, Schottland und die Hebriden-Inseln, wohnte einem öffentlichen Concerte oder vielmehr einem musikalischen Wettstreite bey, der hier einen Platz verdient:

„Ich trat, sagt er, in einen Saal, welcher einfach verziert und schon voll Zuhörer war, ich

ich sah weder Orchester, noch Spieler, noch Instrumente. Ein großer leerer Platz in der Mitte des Saales war mit Bänken umgeben, auf welchen nur Mannspersonen saßen; die Frauenzimmer waren in die übrigen Reihen vertheilt. Jenes sind, sagte mein Begleiter, die Kampfrichter. Beynahe alle diese Herren sind Gutsbesitzer in Schottland und auf den Hebriden und gebohrne Richter in dem Streite, den Sie bald hören werden; sie erkennen demjenigen, welcher ein beliebtes Schottisches Musikstück am Beßten ausführt, einen Preis zu. Ich sage Ihnen vorher, daß alle Spieler, so viele ihrer sind, nur ein und dasselbe Stück spielen. Einen Augenblick nachher öffnete sich eine Flügelthüre im Grunde des Saales und ein Bergschotte in seiner Nationaltracht trat mit einer Sackpfeife hervor. Er schritt schnell und mit heroischem Anstande in dem freyen Platze auf und ab und drückte dabey aus seinem Instrumente die schneidendsten und widrigsten Töne. Das Stück, welches er spielte, war eine Art von Sonate, die aus 3 Theilen bestand. Herr Smith bath mich sehr, aufmerksam zu seyn und ihm zu sagen, welchen Eindruck die Musik auf mich gemacht hätte. Aber ich muß gestehen, daß ich Anfangs weder Melodie, noch Sinn und Verstand in die Musik bringen konnte. Ich sah nur den Spieler immer mit gleicher Geschwindigkeit, mit eben dem kriegerischen Anstande, hin und her schreiten und dabey seine Finger und den ganzen Kopf unglaublich anstrengen, um zugleicher Zeit mehrere Pfeifen seines Instru-

mentes, welche einen unausstehlichen Lärm machten, in Thätigkeit zu setzen. Dennoch wurde ihm von allen Seiten Beyfall geklatscht. Er trat ab und ein Zweyter folgte. Auch dieser trat wieder allein auf den Kampfplatz und schritt eben so martialisch umher. Er schien den Vorigen noch zu übertreffen; wenigstens merkte ich dieses aus dem Händeklatschen und den Bravo's, welche von allen Seiten ertönten. Ernste Männer sowohl als Frauenzimmer wischten sich die Thränen aus den Augen, als er an den dritten Theil kam. So hörte hörte ich nach einander 8 Spieler und fing endlich an, zu rathen, daß der erste Theil den Zug eines Heeres und seine Evolutionen, der zweyte aber ein blutiges Treffen mahle. Die Geschwindigkeit des Spieles und die schneidenden Töne drückten den Waffenklang und die Verwirrung aus. Der Spieler schien dabey in Convulsion zu gerathen, seine Pantomime war im heftigsten Kampfe, Arm und Beine, Kopf und Hände, Alles in Bewegung. Das Instrument ließ alle seine Töne auf einmahl und unter einander hören und dieses wunderbare Getös schien Jedermann außerordentlich zu ergötzen. Jezt ließ der Dudelsackpfeifer plötzlich und ohne Uibergang eine Art von Andante folgen. Seine Verzuckungen hörten auf, er war traurig, ermattet, seine Töne waren kläglich und gedehnt; man beweinte die Toden, man trug sie vom Schlachtfelde und es rannen die Thränen aus den Augen der schönen Hochländerinnen. Aber alles dieses war so äußerst sonderbar und außerordentlch und der

Ein=

Eindruck dieser wilden Musik auf mich war den Gefühlen der Eingebohrnen dabey so ganz entgegen gesetzt, daß ich überzeugt bin, man dürfe dieses wunderbare Machwerk nicht für ein Stück Musik, sondern für ein Stück Geschichte ansehen. Da man bey der Nation keine Spur von geschriebenen Denkmählern findet, so bewahrte man wahrscheinlich die für sie merkwürdigen Ereignisse in dieser Art von Gesang auf, welche sich leicht von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Die Kinder, von Jugend auf an diese Musik gewöhnt und mit dem, was ihre Vorfahren dabey ausdrücken wollten, bekannt, behielten sie unauslöschlich im Gedächtnisse und nach und nach wurde sie zu einer geheiligten Tradition.

Noch ehe wir von dem Mitbewohner des großen Eilandes, dem Britten, reden, treten wir, da Gegensätze einen größern Anreiz gewähren, unter einem Volke ein, welches, noch jezt durch alterthümlichen Glanz verschönert, auf einem entfernten Gebiethe Europas unter einem herrschenden Stamme, der mit ihm an Bildung nichts gemein hat, in politischer Abhängigkeit lebt, in dem Volke der Griechen. *)

Noch lieben diese leidenschaftlich den Tanz. Ihre Lebhaftigkeit, ihre Beweglichkeit, wird oft durch den harten Druck, den sie erdulden, wohl zurückgehalten, nie ganz unterdrückt. Treu ihrer alten

Nei=

*) S. Uckert Gemählde von Griechenland.

Neigung haben sie sich selbst durch den Widerwillen der ersten Türken gegen den Troz, der, nach der Meynung derselben, nur Trunkenen oder Rasenden ziemt, nicht geändert, und selbst in Konstantinopel ist ihnen während der Ostertage verstattet, in den Gassen Musik zu machen und zu tanzen und nichts darf ihre Freude unterdrücken, wenn sie nur nicht in Störung der öffentlichen Ruhe ausartet. Sie hüpfen dann halbberauscht, festlich geschmückt, mit Kränzen umwunden und, als ob sie frey wären, mit Waffen im Gürtel, durch die Straßen und großen Plätze in bunten Zügen. Besonders lassen sie ihrer Laune und ihrem Muthwillen auf dem Kirchhofe zu Pera, ihrem Haupttummelplatze, freyen Lauf. Dieselbe Feyerlichkeit begehen, um eben diese Zeit, auch die Griechen und Albanier zu Athenå, mit großer Pracht und in ihren Festkleidern beym Tempel des Theseos und so in den anderen Städten und Flecken.

Man trifft noch immer Aehnlichkeit zwischen den jezt gewöhnlichen Tänzen und denen, deren Beschreibung wir bey den Alten finden.

Die jetzige Romeika ist ganz dem Tanze gleich, den Homer auf des Achilleus Schild beschreibt. Männer allein oder beyde Geschlechter gemischt, schreiten, sich bey den Händen fassend, oder Tücher haltend, in abgemessenen, zierlichen Schritten im Kreise herum, ohne die Reihe zu verlassen. Der Chorführer gibt die bald schnelleren, bald langsameren Bewegungen und Wendungen an

und

und erweitert oder verändert den Kreis. Ernst und langsam ist gewöhnlich dieser Tanz, ganz anders als wir es uns denken, aber die Griechen tanzen ihn leidenschaftlich, ganze Tage und Nächte hindurch und jedes Glied tanzt mit, alles ist ausdruckvoll, jede Miene, jeder Blick, so daß in dieser Hinsicht die Tänze der Nordländer tod sind. Jede Tagszeit ist den Griechen zum Tanzen recht, der Morgen wie der Abend. In den Tabernen wird allenthalben getanzt und selbst der beschränkte Raum auf den Verdecken ihrer Schiffe wird dazu benützt. Chandler befuhr auf einem Hydriotischen Fahrzeuge den Archipelagos und in müßigen Augenblicken tanzte gleich die ganze Mannschaft. Sie schienen nicht zu merken, daß das Schiff auf den Wellen schauckelte, mit solcher Sicherheit, Behendigkeit und Geschicklichkeit bewegten sie sich in dem kleinen Raume, der so eng war, daß sie kaum die Füße setzen konnten. Ihre Tänze sind, fährt derselbe Reisende fort, mehr Pantomime als die bey uns gewöhnlichen, sie machen einige Schritte vor- und rückwärts, strecken die Armen aus, beugen den Körper und schnippen mit den Fingern.

Dir Griechischen Musikanten begleiten die Töne ihre Instrumente durch einfallenden Gesang; auch die athemlosen Tänzer lassen ihre Stimmen zur Vermehrung der Fröhlichkeit erschallen.

Der Raschheit wegen lieben die jungen Leute vorzüglich den Walachischen Tanz. Ernster und kriegerischer ist der Pyrrichische Tanz. Zwey Männer,

ner, mit Dolchen in den Händen, schreiten mit abgemessenen Schritten auf einander zu. Sie schwingen dabey ihre Waffen, erst gegen sich selbst, dann gegen ihren Mittänzer. Immer rascher und schneller werden ihre Bewegungen, nach dem Takte der Musik. Mit gezückten Dolchen springen sie wüthend gegen einander und der Zauschauer fürchtet alle Augenblicke einen der Tänzer vom Stahle getroffen, blutig in den Staub sinken zu sehen.

Die Albanier haben einen Lieblingstanz, von ihnen der Räubertanz genannt. Pouqueville war oft Zuschauer, wenn die Soldaten ihn vor ihrem Pascha aufführten.

In einem geräumigen Saale, den einige große Lichter von gelbem Wachs nur wenig erleuchteten, saß, in einem Winkel des Sopha, ernst und strenge der Pascha, mit einem Dolche und 2 Pistolen im Gürtel, einen Karabiner an seiner Seite. Sein Hofstaat stand finster und still umher, ihm gegenüber saß der Nachrichter (der immer diesen Platz elnnimmt), bereit, einem den Kopf abzuschlagen und ihn demüthig seinem Herrn zu Füßen zu legen.

Die Tänzer traten auf; mit dem einen Arm ihres Nachbarn Hals umschlingend, mit dem andern den Gürtel des nebenstehenden Tänzers haltend, drehten sie sich im Kreise herum, langsam erst und feyerlich, dann schneller und immer schneller, so daß sie zuletzt zu fliegen schienen. Ein

wildes Geschrey tönte dabey in den lärmenden Hall einer barbarischen Musik. Endlich stellte man sich, als ob man Räuber suchte, verfolgte sie und führte sie im Triumph zurück. Oft verbinden sie mit diesem den oben beschriebenen Pyrrichischen Waffentanz.

Chandler sah in Athenä einem Tanze Albanischer Frauen zu. Sie faßten sich schnell bey den Händen und drehten sich schnell in einem großen Kreise herum. In der Rechten hielt jede einen Stock. Plötzlich wendeten sie sich paarweise gegen einander, schlugen mit den Stöcken zusammen und stimmten ein Lied an. Mehrere tanzten dann mit Castagnetten, indessen die übrigen sich hinsetzten und rauchten.

Von Natur haben die Griechen große Anlage zur Nachahmung, zur Mimik, daher ihre Tänze so ausdrucksvoll sind; so wie sie alles, was sie sagen, mit den sprechendsten, lebhaftesten Gebehrden begleiten. Eine Art von Mimos ist in Griechenland noch jezt gebräuchlich, man unterhält sich in Gesellschaften damit und eine eigene Klasse von Menschen, die wir als herumziehende Schauspieler betrachten können, giebt in öffentlichen Häusern Vorstellungen. Die Frauenzimmerrollen werden von jungen Leuten gespielt. Gewöhnlich stellen sie Liebesgeschichten dar, erhörte und verschmähte Liebe, oder mythologische Geschichten, auch Familienscenen oder Anekdoten. Dieß leztre geschieht vorzüglich in kleinen Gesellschaften aus dem Stegreife,

reise, alsdann nehmen auch die Griechischen Frauenzimmer Theil daran, die große natürliche Geschicklichkeit dazu besitzen.

Jene, die für Geld in den Tabernen und Privathäusern kleine Stücke aufführen, überschreiten oft, wie es bey den südlichen Völkern gewöhnlicher ist und als Aeußerung der üppigern Lebensfülle und Kraft für den Augenblick belacht wird, die Grenzen der Sittsamkeit und des Anstandes. Wie bey dem Carneval in Rom und in anderen italischen Städten, ein Pulcinell mit einem Horn, das ihm an bunten Schnüren um den Hals hängt, durch eine leichte Bewegung, wenn er unter Weibern steht, leichtfertig dem Gott der Gärten ähnelt und sein muthwilliger Scherz mehr fröhliches Gelächter als Unwillen erregt, so verzeiht man auch diesen Komödianten unter dem südlichen Himmel, ehe ihre Ausgelassenheiten. Bartholdy sah eine solche Vorstellung mit an. Die Knaben waren ganz wie Türkische Weiber gekleidet; 4 derselben, nebst 2 ältlichen Buffons und die Musikanten bildeten die Truppe. Der Tanz war eine Darstellung der Sitten und Intriguen der Türkinnen. Die gellenden und schreyenden Töne ihrer Stimmen wurden, wie ihre Manieren, bey den Gesängen und Gesprächen aufs täuschendste nachgeäfft. Die Weiber waren dem Manne entflohen, oder hatten in seiner Abwesenheit einem Liebhaber den Zutritt erlaubt. Der zerlumpte Possenreißer wollte sich ebenfalls in ihre Gunst eindringen: aber ihm

ihm wurden nur Spott und Hohn, Faustschläge und Mißhandlungen zu Theil. Wenn bisweilen die Tänzer sich im Kreise drehten, zog der beglückte Liebhaber der wirbelnden nach, machte die ausgelassensten Gebehrden und trieb die Unanständigkeit fast bis zur Frechheit. Der verschmähte Anbether stellte sich in den Mittelpunkt des Kreises und hielt ein Stümpfchen Licht in der Hand. Alle Schritte und Bewegungen waren ausdrucksvoll und bedeutend, wie beym Fandango und Velero der Spanier. Manchmahl stimmten auch die Spielleute ein in den Gesang, der das Glück erhörter Liebe prieß, ja bisweilen ergriff auch sie der Taumel, als ob Oberons Horn ertönte; sie sprangen auf und trieben sich walzend umher, nach den lang aushaltenden Tönen ihrer Instrumente. Dabey rauschten die Castagnetten, die Schellen und die Gürtelschilde. Manchmal bildeten sie Gruppen, wie auf den antiken Vasen, so wild und ausgelassen.

Griffith sah mehrere solcher Knaben, die mit vieler Laune 2 Partheyen vorstellten, die sich vor einem Kadi über die Rechte und Freyheiten einer verstoßenen Frau stritten. Der Mann klagte über ihr ärgerliches Betragen und stellte davon einige lächerliche Beweise auf; die Frau hingegen beschwerte sich mit großem Wortflusse und in Wuth über die Unzulänglichkeit seiner Bemühungen, sich angenehm zu machen.

Die Instrumente, die man bey den Griechen findet, sind, die Trommel, die an beyden Seiten geschlagen wird, an der einen Seite mit einem dünnen Stocke, an der andern mit einen dickern, der einen Knopf hat. Zur Begleitung dient eine Pfeife, mit einem Mundstücke von Rohr, oben mit einer kreisförmigen Scheibe von Holz, worauf die Lippen ruhen, die Töne, welche die Flötenspieler mit aufgeblasenen Backen hervorbringen, sind schreyend und nicht angenehm. Die Griechen spielen auch die Violine und die Laute, eine Art von Guitarre mit 3 Saiten und einem kurzen Halse.

Man trifft in Griechenland noch bisweilen herumziehende Dichter, die zu einer Art von Guitarre singen und der sie umgebenden Menge Geschichten erzählen. Castellan sah einen solchen, der nicht unangenehm eine Menge von Liedern vortrug und mehrere Geschichten mit so bedeutenden Gebehrden, daß selbst die der Sprache nicht kundigen Zuhörer den Inhalt erriethen. Viele von diesen Erzählungen sind in dem Geschmack der späteren Griechischen Romane, andere nach der Art der morgenländischen Mährchen.

Noch immer lieben die Griechen Gesang und Dichtkunst, wie ihre Vorfahren, aber nicht herrscht dieselbe dichterische Kraft. Der Geschmack ist gesunken. Der fröhliche Griechische Geist drückt sich noch in den Liedern aus, die man Cotsakias nennt und die vom verschiedenartigsten Inhalt sind. Alle

werden

werden gesungen, in einer einfachen, oft eintönigen Weise; aber sie erheitern den Arbeitern ihre Mühe, dem Handwerker und Landmann seine saure Anstrengung und verkürzen dem Reisenden die Zeit. Griechenland ist das Land der Lieder und Gesänge, alles singt, fast immer in Begleitung eines Instrumentes; das eiserne Joch der Türken hat den Frohsinn nicht ganz unterdrücken können.

Die meisten Lieder handeln von Liebe, viele sind geziert im Ausdrucke und in den Gedanken und der Menge gefällt das Spielende und Haschen nach Reiz; aber manche sind reiner treuer Ausdruck der Empfindung, des Gefühls und ziehen in ihrer Einfalt unwiderstehlich an. So:

„Nie war Liebe ohne Kummer, ohne Quaal, Leiden und Seufzen Tag und Nacht, immer muß ich trauren, immer ertönet meine Klage."

„Ich fühle, daß ich sterben muß, ein treuer Freund fehlt mir, dem ich mein Leiden klagen könnte. Nie habe ich geglaubt, daß Amors Pfeile so giftig, so brennend wären."

„Vögel, die ihr in Freyheit lebt, meidet den Käfig; laßt euch nie täuschen durch die hinterlistigen Fallstricke des Liebesgottes, er sucht zu quälen, die Herzen zu entflammen, der trügende, verrätherische Amor."

„Ich war ein Vogel, ohne Sorgen, an Freuden gewöhnt, dem Kummer fremd, die schönsten

Hoff-

Hoffnungen noch hegend — jezt bin ich in Amors Netzen gefangen und leide verderbliche Glut.“

„Vielleicht finde ich keinen Glauben bey denen, die niemahls liebten, niemahls etwas verlohren haben. Ich brenne vor Liebe; wem klage ich meine Quaalen, da meine Geliebte auf mich zürnt?“

„Ich schmeichelte mir, daß du mir werden solltest und jezt weis ich nicht, was ich sagen, was ich denken soll. Ich welke hin wie eine Blume, ich schmelze wie Wachs, niemand kann mein Uibel kennen.“

„Unmöglich ist es mir, Geliebte, zu errathen, warum du so lange mit mir schmollest. Vogel der Liebe, meinem Herzen so schwer, nie glaubte ich dich verändert zu sehen.“

„Augen, strömt Thränengüsse dahin, ist wohl einer in der Welt gequälter als ich? O, mein Vogel, habe Mitleid mit mir, quäle mich nicht, so oft du mit mir sprichst, stillst du meinen Schmerz.“

„Mein Blut strömt wild durch meine Adern, mein Verstand wird verwirrt, meine Zunge stockt, kein Wort kann ich reden. Ich dulde diese Ungerechtigkeit und muß es sehen, daß Ein Herz sich freut, indeß das andre vor Gram vergeht.“

„Reiche mir Gift, ich erflehe es als Wohlthat; fürchte nichts, es ist kein Mord, den du begehst, tausend Mahl habe ich es bejammert, daß

daß ich gebohren bin, tausend Mahl daß ich dich liebe."

„Gequälter Sinn, geängstigtes Herz, habt Geduld, denn ich weis gewiß, daß die Freude nie ohne den Schmerz kommt."

Dazu denke man sich die wohlklingende Sprache und den Vortrag, um eine Vorstellung zu haben, welchen Eindruck es mache. Die Melodie ist rührend, einfach und tief ergreifend. Man höre es, sagt ein Reisender, in den stillen, ruhigen, heiteren Nächten, in jener reichen Gegend, von einer wohlklingenden Stimme abgesungen, gewiß man wird tief sich erschüttert und durchdrungen fühlen. Außer diesen Gesängen findet man bey den Griechen auch viele, welche sie bey ihrem Verkehr mit den Italiänern gelernt haben.

Bey den Arkadiern und bey den Seeleuten findet man noch einige Lieder aus dem Alterthume. Die Rhapsoden versammeln gewöhnlich eine große Schaar um sich und die Frauen vergießen Thränen bey den klagenden Lauten der Lyra, womit sie ihren Gesang begleiten. Am Taygetos singt man noch, wie ehemahls in Sparta, Krieg und Schlachten und Kampf und Gefahr ist der Lieblingsgegenstand der Dichter. Einen Bewohner des Taygetos, der ruhmvoll im Kampfe für seinen väterlichen Heerd gefallen war, prieß ein Sänger in folgenden Strophen:

„Müt-

„Mütter, Bräute, bekränzt sein Grab, er ist verwelkt wie eine Rose Messeniens, die der Mittagswind verdorren ließ.“

„Sein stolzer Sieger hat seinen Nahmen verhöhnt; schenkt ihm einige Zähren; ruft den Tag der Rache, er wird gewiß erscheinen.“

Als Napoleon in Aegypten war, hofften alle Griechen, er werde sich auch zu ihnen wenden, ihre Ketten sprengen und ihnen die Freyheit schenken. Ganz Griechenland nährte diese Hoffnung und viele Gesänge bezeugen diese Stimmung.

„Wo bist du, furchtbarer Theseos? deine bedrängte Stadt ruft dich!“

„Kehrst du zurück, Held ohne Gleichen! Kehrst du zurück, Besieger Kreta's, um dein Land eine Beute der Tyrannen zu sehen?“

„Du rufst mit schrecklicher Stimme, laut rufst du den Griechen zu: Rache! Rache!“

„Athenäer, ihr eürer Weisheit wegen so berühmt, als die Republik noch blühte, was ist auch euch geworden?“

„Ihr regiertet euch damahls nach weisen Gesetzen, ihr machtet damahls die Kinder Athenäs glücklich.“

„Erhebt euch, Söhne der Griechen und einmüthig erklärt, daß nur eine republikanische Verfassung edeln Männern geziemt!“

In Spottliedern ergießt sich häufig der Muthwille der Griechen, die dann oft von Munde zu Munde sich fortpflanzen.

Musik und Gesang bey den Albaniern haben einen ganz andern Charakter, als bey den gebildeteren Griechen. Die Melodien sind wild und barbarisch, wie das Volk selbst, sie scheinen recht dazu gemacht, nur in den Felsen und den steilen, rauhen Bergen wiederzuhallen. Uralte Gesänge werden zu diesen wilden Melodien gesungen.

Wie sehr die Griechen Gesänge lieben und wie viel Anlage sie zur Poesie besitzen, mag folgende Erzählung aus Bartholdy darthun.

„Die Fischereyen in der Nähe von Satachorio, am Meerbusen von Arta, sind weit und breit berühmt. Ich fuhr mit mehreren Freunden nach der Fischerkolonie, die auf einer ganz flachen Insel liegt. Der Abend mar milde, die Aussicht schön und Tausende von wilden Enten, Kropfgänsen und Tauchern belebten das Wasser. Nachdem wir die Reihen der Fischbehälter besucht hatten, begaben wir uns nach der Küche, die zum Versammlungsorte dient. Ein ungeheurer Kessel mit 40—50 Pfunden Fischen, hing über dem Feuer, um kräftige Suppe daraus zu kochen. Andere Fische wurden auf andre Art zubereitet und nebst unserm mitgebrachten Vorrathe aufgetragen. Ein Cologeros, ein Schiffskapitain und die ältesten Fischer aßen mit uns. Nach eingenommener Abendmahlzeit

ging

ging der Krug, den ein Knabe trug, um den ganzen Tisch; ein Glas ward aber nur umhergereicht. Jeder, zu dem es kam, brachte eine Gesundheit aus, oder recitirte einige Verse, unter denen mehrere sehr sinnreich waren. Besonders zeichnete sich ein alter Fischer durch possierliche Einfälle aus, die mit jedem Glase an Lebhaftigkeit zunahmen. Als meine Freunde sahen, daß ich Gefallen daran fand, sagten sie: Meister Andreas wisse auch schöne Lieder, womit er uns gerne aufwarten werde. Der Alte ließ sich nicht lange bitten und sang mit rauher, gedämpfter Stimme, mehrere artige Lieder und endlich eine große Griechische Ballade:

Am königlichen Mahle speißt
Und zecht auch Mavrogen,
Vierhundert Große ringsumher
Und Tausende des Volks
Und aus den frohen Kehlen schallt,
Zum Weine laut Gesang;
Doch endlich fehlt dem Liede Stoff
Und das Gespräch beginnt:
Von Reizenden und Häßlichen
Und die man hoch verehrt.
Man lobt der Frauen frommes Thun;
Der seiner Mutter Zucht,
Ein anderer die Schwiegerin,
Ein dritter gar sein Weib;
Auch Mavrogeni mischt sich ein
Und rühmt sein Schwesterlein:

„O, welche Schwester wurde mir,
„Die nie in Tugend wankt,
„Nicht Gold, nicht reicher Gaben Preis,
„Nicht Schmuck bewegt ihr Herz.“ —
Der König, als er dieß vernahm,
Reizt es ihn mächtig auf
„Und wenn sie mir sich nun ergibt,
„Was setzest du mir ein?“ —
„Wenn sie, mein König, sich ergibt,
„So sey mein Kopf verwirkt. —
„Wohlan denn, Mavrogeni, bleib'
„Zur Haft mir, bis es tagt!“ —
Drauf zieht er goldne Schlüssel vor,
Eilt zu dem Schatze hin;
Zwölf Mäuler schwer beladen stehn,
Die gibt er einem Knecht.
Zur Wohnung Mavrogeni's geh,
Zur Schwester Mavrogens
Und neige dich von ferne tief
Und spreche ihr genaht:
„Heil dir, zur guten Stund hier,
„Du glänzend Bild von Gold;
„Wie eine Silbersäule schlank,
„Wie Veilchen voll von Duft,
„Du lieblicher Orangebaum,
„Beschwert von süßer Frucht.“
Dann forsche mit Gewandheit aus
Und sieh wohin sie neigt! —
„Hier diese Mäuler, zwölf an Zahl,
„Von Kostbarkeiten schwer,
„Die sendet euch der König her,

„Daß ihr ihm Huld gewährt
„Und seiner heißen Liebe lohnt
„Und ihn zu Nacht empfangt.“ —
„Sey mir, o Bothe, dann gegrüßt
„Und wer dich schickt, zweymahl;
„Ich kenne meinen Bruder wohl
„Und dank ihm, der mich prüft.“ —
„Nicht Mavrogeni, schönste Frau,
„Der Bruder es nicht gab;
„Der König ist es, der mich schickt,
„Für euch nur seufzet er.“ —
„So saget meinem König dann,
„Ich harre sein zur Nacht.“ —
Drauf eilt sie zu der Amme hin
Und sinkt vor ihr aufs Kniee:
„Hast du, o Amme, mich gesäugt
„Und bist du mir getreu;
„So lege meine Kleider an
„Und laß die deinen mir
„Und wandele in mein Gemach,
„Mich birgt dein Kämmerlein
„Und kömmt der König, nimm ihn auf
„Und dulde sein Beginn.“
Als nun die Nacht sich dunkel senkt,
Schleicht sich der König hin;
Er öffnet Mavrogeni's Haus,
Der Gelbgelockten Thür,
Des Kindes hold und zart.
Mit einem Weibe ruhet er,
Gar innig nun vereint;

Doch ehe noch der Morgen tagt,
Zwey Stunden eh' es tagt,
Erhebt vom Lager sich der Fürst;
Er faßt des Weibes Haar
Und schneidet rasch, den Dolch gezückt,
Die Flechte ihres Haars,
Umwickelt von der goldnen Schnur,
Die sie zusammenhält
Und trennt, den Fingerring daran,
Den Finger von der Hand.
Drauf eilt er zu dem Markte hin,
Versammelt dort sein Volk:
„Gegrüßet seyd mir, edle Herren,
„Mein Volk sey mir gegrüßt!
„Gegrüßt sey Mavrogeni mir,
„Er und sein Schwesterlein!
„Fürwahr du hast ein Schwesterlein,
„So schön als tugendsam;
„Nicht Gaben beugen ihren Sinn,
„Nicht Edelstein und Gold
„Und dennoch, dennoch war sie mein,
„Ich rühme mich der Gunst!" —
„Laßt, König, mich ein Zeichen sehn,
„Beweiset, was ihr sprecht,"
Ruft zitternd Mavrogeni aus
Und Wang' und Lippe bleicht.
Drauf zeigt der Fürst die Flechten vor,
Das Haar in goldner Schnur;
Er zeigt den Finger ihrer Hand,
Mit seinem Fingerring.

Nun

Nun seufzet Mavrogeni tief
Und fasset sich nicht mehr:
Indeß die Trauernachricht flieht:
Die Schwester tief bewegt,
Sie wechselt eilig das Gewand,
Schmückt bräutlich ihren Leib,
Ihr Antliz glänzt wie Sonnenpracht,
Ihr Busen wie der Mond,
Wie Rabenfedern wölben sich
Ums Aug' die hohen Brau'n
Und mit Geschmeide reich geziert,
Fliegt würdig sie einher.
Mit Eil der Schwalbe nähert sie
Dem großen Platze sich:
„O laßt mich, edle Herren, durch,
„Laßt Männer mich des Volks.
„Was fesselt meinen Bruder, ihr,
„Was ist des Todes Schuld? —
„Für Euch, für Eure Keuschheit bürgt,
„Zu kühn des Bruders Haupt. —
„Ihr gabet Euch dem Fürsten hin,
„Er rühmt sich Eurer Gunst. —
„Und welches Zeichen bringt der Fürst,
„Wodurch mein Bruder glaubt?“ —
„Die Flechten zeihen Euch der That,
„In seinem Goldgespinnst:
„Eu'r Finger und Eu'r Fingerring,
„Bestätigen die That.“ —
„So öffnet eure Augen doch,
„Ihr Herrn und ihr des Volks;
„Schaut meiner Finger volle Zahl,

„Mein unbeschornes Haupt,
„Mit meiner Magd hat er geruht,
„Drum ist er jezt mein Knecht;
„So stecke Brod in deinen Sack,
„Füll Wasser in den Krug;
„Zieh mit dem Esel in den Wald
„Und holze für den Heerd.“
Als dieß das ganze Volk vernahm,
Zürnt es dem Fürsten laut;
Mit Wuth stürzt alles gegen ihn,
Er unterliegt der Wuth
Und jeder ruft zur Herrscherinn
Das holde Mädchen aus:
„Willkommen uns auf diesem Thron,
„Willkommen, Königinn!
„Wir feyern ewig diesen Tag
„Und preisen deine That.“

Bey so manchen Spielen äußert sich die angebohrne Lebhaftigkeit der Griechen in witzigen Einfällen und kleinen Inpromptüs. So versammeln sich am Johannistage größere und kleinere Gesellschaften und alles gilt an diesem Festtage für Vorbedeutung auf das folgende Jahr. Um Orakelsprüche zu erhalten, begeben sich viele junge Mädchen auf einen freyen Platz. Eine von ihnen hält einen verdeckten Korb im Schooße, der Blumen, Früchte, Bänder und andere Kleinigkeiten enthält, welche von ihren Gespielinnen hineingelegt werden, ehe die jungen Leute herbeykommen. Die hineingelegten Sachen werden dann einzeln her-

vorgezogen und bey jedem macht einer der Manns- personen ein Paar Verse, bald schmeichelnd und lobend, bald spottend und beißend. Das gezogene Band oder die Blume legt man in einen leeren Korb und nach geendigtem Spiele nimmt jede ihr Eigenthum und deutet sich heimlich die dabey gesprochenen Verse, so gut oder so schlimm als möglich. Da die Reime im Neugriechischen sich leicht finden lassen, so kostet es denen, die der Sprache mächtig sind, geringe Mühe, sogleich aus dem Stegereif einige Verse zu dichten; denn auf Sylbenmaaß, so wie auf die Gedanken, wird, bey solchem Spiele, natürlich nicht so genau geachtet.

Eine Menge von Spielen anderer Art findet man ebenfalls in Griechenland: das auch bey uns gewöhnliche Gleich oder Ungleich und das in Italien einheimische a la Mora, wobey der eine errathen muß, wie viel der andere Finger ausgestreckt hat. Bey Hochzeiten wird bisweilen auch eine Art von Fackelrennen gehalten. Jeder der Mitspielenden läuft, mit einer brennenden Fackel in der Hand, nach einem Ziele; erlischt sie, so muß er eine bestimmte Strafe geben, die dem als Preiß zu Theil wird, der mit hellbrennender Fackel zuerst das Ziel erreicht. Beym Wachtelnschlag, unserm Hahnenschlag ähnlich, wird eine Wachtel an einem Platze befestigt. Mit verbundenen Augen führt man denjenigen, der darnach schlagen soll, 20 — 30 Schritte fort, läßt ihn dann

allein wieder zurückgehen und er bemüht sich nun den Vogel zu treffen, was begreiflich nur selten gelingt.

Das Verlangen, die Zukunft zu erspähen, sucht man bey mehreren Spielen zu befriedigen. Die Klidona soll verkünden, ob die Folgezeit Heil oder Verderben bringe. An einem Abend fodern 2 junge Mädchen von allen, die am folgenden Tage an dem Spiele Theil nehmen wollen, irgend etwas, ein Band, Geld oder dergleichen und gehen dann hin, tiefes Stillschweigen beobachtend, wie es bey allen solchen mysteriösen Gebräuchen nothwendig ist, Wasser aus einer Quelle zu holen. Die gefüllte Urne wird mit Lorbeer- und Myrtenblättern bedeckt, wenn zuvor die eingeforderten Sachen hineingelegt sind und bleibt im Freyen stehen. Alle versammeln sich am folgenden Tage zur bestimmten Stunde. Eine von jenen beyden Mädchen deckt, in Gegenwart der übrigen, die Urne auf, indeß alle ein Lied anstimmen:

Oeffne die Klidona, sehen wirst du den Geliebten mein,
Er besiegt mich stets, vergebens wird mein Widerstreben seyn.

So wie nun das Mädchen, welche die Urne öffnete, eine der Anwesenden nennt, muß diese einige Verse recitiren und zugleich zieht man eins der hineingelegten Pfänder hervor, das der Besitzerinn zugestellt wird. Die Verse wendet man auf

sie an und sie werden, Segen oder Misgeschick verkündend, gedeutet. Diese zufällig bey jedem Bande, jeder Spange u. s. w. gesprochenen Worte sind das Orakel, jede bekömmt auf die Art Kunde von ihrem Schicksale. Um zu entdecken, ob das, was man sich denkt, wahr sey oder nicht, nimmt man Wasser aus der obgedachten Urne; scheint es, den Lippen genähert, schäumend, so ist es ein gutes Zeichen, im Gegentheil will das Schicksal nicht gewähren, was man wünscht.

Unter den Lustbarkeiten Italiens zeichnet sich vorzüglich der Römische Carneval aus. Der Schauplatz derselben ist der Corso, welcher seinen Nahmen von den Wettrennen der Pferde hat, womit sich zu Rom jeder Carnevalsabend schließt.

Die Straße geht von dem Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venetianischen Pallast, hat eine Länge von ungefähr vierthalbtausend Schritten und ist von hohen und meistens prachtvollen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite steht mit ihrer Länge und mit den hohen Gebäuden in keinem Ebenmaaße. An den beyden Seiten nehmen Erhöhungen des Pflasters für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß ein. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten ein Raum von nur 12 bis 14 Schritten. Es können sich demnach höchstens drey Fuhrwerke neben einander bewegen. Die unterste Grenze dieser Strasse ist im Carneval der Obelisk, auf der Piazza del Popolo, der Venetianische Pallast die obere.

Der

Der Corso ist schon an jedem Sonn- und Festtage des Jahres belebt. Der vornehme und reichere Römer pflegt hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht spazieren zu fahren. Die Wagen kommen vom Venetianischen Pallaste herunter, halten sich an der linken Seite, fahren bey schönem Wetter an dem Obelisk vorbey, zum Thor hinaus und auf dem Flaminischen Wege, manchmahl bis Ponte molle. Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andre Seite. So ziehen die beyden Wagenreihen in der beßten Ordnung an einander hin. Die Gesandten haben das Recht, zwischen beyden Reihen auf und nieder zu fahren.

Sobald die Nacht eingeläutet ist, wird diese Ordnung unterbrochen, Jeder wendet, wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg oft zur Unbequemlichkeit vieler Equipagen, die in dem engen Raume dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Bald sieht man jezt eine Menge Masken in freyer Luft. Verstattete doch Italiens heiterer, milder Himmel, schon unter dem erdherrschenden Volke, welches im Alterthum seine Lüfte athmete, große öffentliche Versammlungen und öffentlichen Genuß der Freude.

Jedes Fest wird durch die vergänglichen Blüthen der Natur geschmückt; die Blumen, welche man streut, die ausgehängten Teppiche und über-

gespannten Tücher verwandeln die Straßen in große Säle und Galerien. *)

Den Anfang nimmt das Carneval eigentlich schon vom neuen Jahr an, wenn die Schauspielhäuser geöffnet werden. Man sieht hier und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epaulets dem Volke mit größter Selbstzufriedenheit zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher, Alles ist aber noch in Erwartung der letzten 8 Tage.

Endlich rücken die fröhlichen Stunden näher. Der Corso wird sorgfältig gekehrt und gereinigt und das Pflaster aus Basaltstücken auf das Neue in Stand gesetzt. Schon treten auch verkündende Vorbothen auf. Den Abend des Carnevals schließt das

*) Es ist unstreitig dem lebhaften Verkehr, in welchem Augsburg mit Italien stand, einem Verkehr, dessen glückliche Folgen der Druck der Napoleonischen Regierung ganz fesselte, zuzuschreiben, daß auch in dieser Stadt die katholischen Einwohner am Fronleichnahmsfeste ihre Häuser auf ähnliche Weise schmücken. Sie sind mit Blumen und Grün verziert, mit Tapeten und öfter auch mit Kunstwerken der Mahlerey behangen. Ich habe mehrere große Fronleichnahms-Prozessionen an anderen großen katholischen Orten Teutschlands gesehen, hier hat aber durch diesen Schmuck, den Frömmigkeit verbreitet, sich immer mein Gemüth heiter gefühlt. Es ist Hindeutung auf den schönsten Fleck Europas!

das Wettrennen mit meist kleinen Pferden, welche man zu diesem Zwecke hält.

Man bringt ein Pferdchen der Art mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, am Hals und Leib genau anschließt und auf den Näthen mit bunten Bändern besetzt ist, vor den Obelisk an die Stelle, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso, eine Zeitlang stille zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und reicht ihm oben am Venetianischen Pallaste etwas Hafer, damit es um so mehr angereizt wird, seine Bahn geschwinder zu durchlaufen.

Oft sind 15 — 20 solcher Pferde; lustig schreyende Knaben verfolgen die Fliehenden.

Der Ruhm, Pferde für diese Kämpfe zu ziehen, ward sonst von den Großen gesucht; jezt hat sich ihn die mittlere, ja die unterste Classe des Volkes angeeignet. Aus den ersteren Zeiten mag es noch herrühren, daß der Trupp Reiter, der, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hinein reitet und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt. Der Preis besteht aus einem, etwa 2 $\frac{1}{2}$ Ellen langen und nicht gar 1 Elle breiten Stücke Gold- oder Silberstoff, welches, gleich einer Flagge, an einer Stange befestigt schwebt und an dessen unterem Ende das Bild einiger Pferde queer eingewirkt wird. Dieser

ser Preis wird Palio genannt und so viele Tage der Carneval dauert, so viele solcher Arten von Standarten werden von dem angeführten Zuge durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen verändert auch der Corso seine Gestalt; der Obelisk wird die Grenze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüst mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hinein sieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beyden Seiten werden ferner große Gerüste erbaut, die sich an die ersten Häuser des Corso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beyden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde ordnen sollen.

Den Corso hinauf zeigen sich vor manchen Häusern gleichfalls aufgeführte Gerüste. Die Plätze von Sant Carlo und der Antonischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert und Alles bezeichnet genüglich, daß sich die ganze Feyerlichkeit auf den langen und schmalen Corso beschränken wird.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolan bestreut, damit die wettlaufenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten können.

So ist die Erwartung jeden Tag neu angeregt und genährt, bis endlich eine Glocke vom Capitol bald nach Mittag das Zeichen gibt, es sey nun erlaubt, unter freyem Himmel thöricht zu seyn.

Sobald dieses Signal der vollkommenen Carnevals-Freyheit gegeben ist, legt der ernsthafte Römer, welcher sich das ganze Jahr hindurch gegen jeden Fehltritt hüthete, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmahl ab.

Die Pflasterer, welche bis zum letzten Augenblicke geklappert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behangen, auf den Pflastererhöhungen zu beyden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringeren Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, welche nun vielmehr einem großen Festsaale einer ungeheuren, ausgeschmückten Galerie gleicht: denn auch alle Gerüste sind mit alten, gewirkten Tapeten beschlagen, die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer und selten bemerkt man bey dem freundlichen Himmel, daß man ohne Dach ist.

Indessen der Corso immer lebhafter wird und den vielen Spaziergängern in gewöhnlicher Kleidung hier und da ein Pulcinello sich zeigt, hat sich das Militair vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur, mit

klingen-

klingendem Spiele den Corso herauf und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichet ein Paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun die Vorbeygehenden emsig an: Luoghi! Luoghi, Padroni! Luoghi!

Jezt beginnen die Masken zahlreicher zu werden. Junge Männer, geputzt in Festtagskleidern der alten Weiber aus der untersten Classe, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit lassen sich meistens zuerst sehen. Sie liebkosen die begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als ihres Gleichen und treiben sonst, was Witz, Laune oder Unart eingeben.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weis er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein Andrer seines Gleichen, der seine schöne Hälfte bescheiden und zufrieden mit sich bringt.

Da sich die Frauen eben so gerne in Mannskleidern zeigen als die Männer in Frauenkleidern, so haben sie nicht verfehlt, die beliebte Tracht des Pulcinello sich anzupassen und man muß gestehen,

daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu seyn.

Mit schnellen Schritten declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreyt an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger, droht einem Jeden mit einem Processe, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er ihrer Cicisbeen, die Mädchen ihrer Liebhaber wegen, er beruft sich auf ein Buch, das er bey sich führt, producirt Documente und das Alles mit einer durchdringenden und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an, denkt man, er gehe weg, so kehrt er um, auf den Einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an, einen Andern, der schon vorbey ist, packt er an; kommt ihm nun gar ein Mitbruder entgegen, so erreicht die Tollheit den höchsten Grad. Aber nicht lange können sie die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen, der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannigfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri viel Lärm. Zu dieser Maske, die man sich leicht auf dem Trödel verschaffen kann, gehört, daß die Kleidung zwar Altfränkisch, aber wohl erhalten und von edlem Stoffe sey. Fast durchgehends sieht man

von

von Sammt und Seide, reiche, brokatene oder gestickte Westen. Der Natur nach muß der Quacqueri dickleibig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen, seine Perücke hat wunderliche Zöpfchen, sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Die Quacqueri zeigen sich als abgeschmackte Stutzer, hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große, schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten und gucken mit diesen in alle Wagen und an alle Fenster hinauf. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling und geben ihre Freude, besonders wenn sie einander begegnen, dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmahls in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden unartikulirten Laut von sich geben, der mit den Consonannten brr verbunden ist. Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen und die nächsten erwiedern das Signal, so daß dieses kreischende Geschrille den ganzen Corso in kurzer Zeit hin und wieder läuft. Muthwillige Knaben blasen indessen in große, gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bey der Enge des Raumes, bey der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer 400 Pulcinellen und gegen 100 Quacqueri im Corso auf- und niederlaufen) wenige die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch

müßen

müßen diese frühe genug im Corso erscheinen. Vielmehr geht Jeder nur aus, um sich zu vergnügen, seine Thorheit auszulassen und die Freyheit dieser Tage auf das Beßte zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sey, zu vermummen und weil die wenigsten viel Geld aufwenden können, so denken sie erfinderisch allerley Arten aus; auf welche sie sich mehr verstecken als zieren. Aus diesem Gesichtspunkte sind die meisten Masken anzusehen. Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen anzuschaffen; vorzüglich sind dazu schöne Haare, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen oder Fläschgen an einem farbigen Band, ein Stab und Hut in der Hand nöthig. Sie treten mit demüthiger Gebährde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerke, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andre machen es sich noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer und führen als Angriffs- und Vertheidigungswaffen kleine zierliche Besen, aus der Blüthe eines Rohres gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten, die ihnen ohne

Masken begegnen, im Gesicht herumfahren. Wenn Einer, auf den es von ihnen gemünzt ist, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weis er sich nicht zu retten, das Gedränge hindert ihn, zu fliehen und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich gegen diese oder eine andere Neckerey ernstlich zu wehren, würde sehr gefährlich seyn, weil die Masken unverletzlich sind und jede Wache, ihnen beyzustehen, beauftragt ist. Eben so müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Maske dienen. Stallknechte mit ihrem großen Besen, können einem Jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auskehren. Vetturine biethen ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Frascataneriunen, Fischer, Neapolitaner, Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen. Manchmahl wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen es sich sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Linnentücher hüllen, welche sie sich über dem Kopfe zusammen binden. Eine weiße Gestalt pflegt gewöhnlich Andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt, auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus und der Tabbaro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzi=

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben und bemerkt seyn wollen.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen, runden Hüthe, fallen den Römern auf und so wird ihnen der Fremde eine Maske. Weil die fremden Mahler, besonders diejenigen, welche Gebäude und Landschaften studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmenge emsig vorgestellt und zeigen sich mit großen Portefeuilles, langen Sürtrouts und colossalen Reißfedern sehr geschäftig. Die Teutschen Bäckenknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus und werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Indessen sich die Masken vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in derselben Ordnung als bey der sonn- und festtägigen Spazierfahrt in den Corso hinein, nur mit dem Unterschied, daß die Fuhrwerke, welche vom Venetianischen Pallaste an der linken Seite herunter fahren, da, wo die Straße des Corso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Die Straße hat, die Erhöhungen für die Fußgänger abgerechnet, an den meisten Orten (s.

o.) wenig über drey Wagen Breite. Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An den Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf; die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen die beyden Reihen eingeschlossen, Jeder drängt sich hin und herwärts, so gut er kann und von allen Fenstern und Balkonen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meistens nur die gewöhnlichen Equiqagen: denn auf die folgende verspart Jeder, was er Zierliches oder Prächtiges aufsuchen will.

Gegen das Ende des Carnevals kommen mehr offne Wagen zum Vorschein, von denen einige sechs Sitze haben; zwey Damen sitzen erhöht einander gegen über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein. Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer oder grauer, mit rosenfarbenen Bändern gezierter Pudel, dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen und die Aufmerksamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann sich leicht vorstellen, daß es nur schöne Frauen wagen, sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen und daß sich nur die schönste als Gesichtsmaske sehen läßt. Wo sich dann aber auch der Wagen drehen muß, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet und sie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: o quanti e bella. (O wie schön ist sie!)

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equiqagen aus. Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in dem Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten, sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht dann auch ein breiter, häßlicher Kerl im völlig neumodischen Putze, mit hoher Frisur und Federn, eine große Carrikatur und wie jene Schönheiten ihr Lob vernehmen, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm Einer unter die Nase tritt und zuruft: O fratello mio, che prutta puttana sei.

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, daß er sie auf den Bock hebt. Diese sitzen dann gewöhnlich in Männertracht an seiner Seite und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um

die Köpfe. Eben so machen es die Bediente und nehmen ihre Freunde und Freudinnen hinten auf den Wagen. Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; Alles ist in diesen Tagen unschicklich.

Werfe man nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenstern über lang herab hängende, bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllte Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beyden Seiten der Straße, herunterschauen. Zwey Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raume und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen angefüllt, welche nicht hin und her gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutscher, so lange es nur möglich ist, sich immer von einander halten, um nicht bey jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele Fußgänger, um nur einigermassen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, die sich zwischen den beyden Kutschenreihen bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich

lich noch so viel Platz zwischen sich und dem Wagen, als nöthig ist. Wer nun mit der langsamen Masse, sich fortzubewegen, nicht länger ausstehen mag und Muth hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlupfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Alles dieses ist doch gleichsam nur der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit. —

Es beginnt der Zug des Gouverneurs und Senators. Einzeln reitet die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen in das Geleise zu bringen und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er es sich versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken. Es folgt noch eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen in einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beyden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die voraus gehenden Bedienten warnen und machen Platz und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, welche noch kurz vorher den Fußgängern übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wa-

gen

gen hinein und auf eine oder die andre Weise bey Seite. So wie aber das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammen stürzt, so strömt auch die Menge der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eines zusammen. Nicht lang, so stört die gedrängte Gesellschaft eine neue Bewegung.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Volks schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht ha- haben, bedienen sich desselben sparsam.

Aber nicht bloß durch diese Züge wird die Circulation des Corso gehemmt und gehindert; am Pallaste Ruspoli und in der Nähe desselben, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beyden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittel-Classe, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorüber gehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt sich, die angenehmen Reihen zu durchschauen. Jeder ist neugierig, unter den vielen männlichen Gestalten, welche dort zu sitzen scheinen, die weiblichen heraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den

Ge-

Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Fleck stockt die Bewegung zuerst: denn die Kutschen verweilen in dieser Gegend so lange sie können.

Diese gedrängte Lustbarkeit wird durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, aber oft nur allzu ernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt.

Wahrscheinlich hat zufällig einmahl eine Schöne ihren vorüber gehenden guten Freund, um sich von ihm unter der Menge der Masken bemerkt zu machen, mit verzuckerten Körpern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffne sich umkehrte und die lose Freundinn entdeckte. Dieses nun ist ein allgemeiner Gebrauch und man sieht oft nach einem Wurfe ein Paar Gesichter sich freundlich begegnen.

Weil man nun nicht immer Zuckerwerk verschwenden, theils diese Freude auch wohlfeiler genießen will, so hat sich ein eignes Gewerbe gebildet, Gipszeltchen, durch den Trichter gemacht, die den Schein der Dreyern haben, in großen Körben mitten durch die Menge zum Verkauf zu tragen. Niemand ist gegen einen Angriff sicher, Jedermann im Vertheidigungsstand und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit bald hier, bald da ein Zweykampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus den Fenstern, von allen Gerüsten oder Stühlen greifen sich wechselsweise an, vertheidigen sich.

sich. Die Damen haben vergoldete oder versilberte Körbchen voll dieser Körner und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff: man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner, als in der Gegend des Pallastes Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammen gebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden. Keine Kutsche fährt ungestraft vorbey, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen; kein Fußgänger ist vor ihnen sicher, besonders, wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen sie von allen Seiten auf ihn und weil Gips und Kreide wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freyen Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur hervor und trift mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so sehr und so gerade, daß die Gesichtsmaske wieder schallt und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beyden Seiten werden heftiger aufgereitzt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf

den Angreifenden los, er ist aber zu gut vermummt,* zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederhohlten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seine Angriffe fort, die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu und weil der Angreifende in der Hitze des Streits auch die Nachbarn verläßt und überhaupt durch seine Grobheit und seinen Ungestümm Jeden beleidigt: so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gipskörner nicht und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm weiter nichts als der Rückzug übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte. Gewöhnlich hat Einer, der auf ein solches Abentheuer ausgeht, einen Sekundanten bey sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen die Männer, welche mit solchen Gips-Confetti handeln, während des Streites mit ihren Körben geschäftig sind und einem Jeden so viel Pfunde, als er verlangt, eilig zuwiegen.

Der lebhafte Mahler dieser wechselnden Auftritte in den Vergnügungen des Corso, hat selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehen, wo sich die Streitenden, aus Mangel an Munition zuletzt die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Ge-

Gewiß würde mancher Handel der Art mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht an mehreren Orten aufgezogene Corden, die bekannten Strafwerkzeuge Italischer Polizey, Jeden in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke bedenklich sey, sich gefährlicher Waffen zu bedienen. Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft. So kommt z. B. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran: er nimmt sich vor, indem er bey den Zuschauern vorbey fährt, alle nach einander zu treffen. Allein unglücklicher Weise ist das Gedränge zu groß und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmahl eines Sinnes und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinellen verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Indessen diese lebhaften und heftigen Streite im Mittelpunkte des Corso einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publikums an dem andern Ende des Corso eine andre Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Akademie trit, in Römischer Tracht, mit Federhuth, Degen und großen Handschuhen unversehens mitten aus den

von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des Italischen Theaters auf und fängt an, seine Thaten zu Wasser und zu Lande in empathischem Tone zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich ihm gegen über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendung vor und indem er ihm Alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherey jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich. Auch hier bleibt jeder Vorbeygehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinellen thun sich zusammen, wählen sich einen König, krönen ihn, geben ihm einen Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn mit lautem Geschrey auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinellen springen herbey, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrey und Schwenken der Hüthe Platz. Alsdann bemerkt man erst, daß Jeder diese allgemeine Maske zu vermannigfaltigen sucht. Der Eine trägt eine Perrücke, der Andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesichte, der Dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein Paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und her hüpfen.

Das entsetzliche Gedränge bey diesen Vergnügungen zwingt natürlicher Weise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus auf die benachbarten Stra-

Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Gelegenheit, allerley tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämsern, mit Gold besetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren. Eine von den Frauen, scheint hochschwanger zu seyn. Sie gehen friedlich auf und ab. Auf einmahl entzweyen sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrey aus einander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Parthey zu besänftigen. Indessen befindet sich die hochschwangre Frau durch den Schrecken übel. Es wird ein Stuhl herbey gebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bey, sie gebährdet sich jämmerlich und ehe man es sich versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden, irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andren Platze vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gerne bey jedem Anlasse mit den Ideen von Amazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Chiesa nennen, welches einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufen einer Kirche geflüchtet hat, die Uibrigen stellen die Sbirren vor und suchen ihn auf allerley Art zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es dann in den Seitenstraßen, besonders in der Straße Babuina und auf dem Spanischen Platze ganz lustig zu. Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um hier ihre Galanterien freyer anzubringen. Sie haben ein Manöuvre, welches Jedermann Lachen erweckt. Sie kommen nähmlich zu 12 Mann hoch ganz stark auf den Zehen mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt und formiren eine sehr gerade Front: auf einmahl, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie, mit rechts oder links um eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmahl wird mit rechtsum die Fronte wieder hergestellt und so geht es eine Straße hinein, dann ehe man es sich versieht, wieder linksum, die Colonne ist wie an einem Spieße zu einer Hausthüre hineingeschoben und die Thoren sind verschwunden.

Nun geht es dem Abend zu und Alles drängt sich mehr in den Corso hinein. Die Bewegung der Kutschen stockte schon lange, ja es kann gesche-

schehen, daß zwey Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papsts und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich ist, von der Mitte ab und in eine ganz gerade Reihe zu bringen und es gibt bey der Menge hier manche Unordnung und manchen Verdruß. Da wird gehuft, geschoben, gehoben und indem Einer huft, müssen Alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden bis in die Mitte hinein lenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut, es wird auf ihn hineingescholten und gedroht und entweder er muß sich wieder fügen oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht eher einrücken konnten.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste, vermehren nun ihr anbiethendes Geschrey:

schrey: Luoghi, Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi Padroni! Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen Augenblicken auch gegen ein geringes Geld alle Plätze besetzt werden. Und glücklich, daß hier und da noch ein Platz zu finden ist: denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corso zwischen den beyden Reihen Kutschen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raume, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche zwischen den Wagen oder bey Bekannten an einem Fenster zu finden, welche nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk von dem Volke ganz gereinigt worden und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drey, mit Teppichen behangenen Façaden der eben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obeliskes in die Luft: denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da es der Maasstab einer so großen Menschenmasse wird. Der freye Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voll Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab, zum Zeichen, daß er gereinigt ist und hinter ihm erlaubt die Wache Niemand aus der Reihe der Kutschen herauszutreten. Er nimmt auf einer Loge den Platz.

Jetzt werden die Pferde nach geloster Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken unter das Seil geführt. Sie haben keinen Zeug, noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hie und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblick mit Leder, auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an. Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden und die Reitknechte brauchen alle Geschicklichkeit und Gewalt, um sie zurück zu halten. Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden, so wie zufällige Umstände, zum Vortheil des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Ende

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los. Auf dem freyen Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmahl in den engen Raum zwischen die beyden Reihen der Kutschen hineinkommen, wird meistens aller Wetteifer vergebens. Ein Paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane gibt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbey. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmahl noch eines nachgesprengt und die zerrißnen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andre Stallknechte am Venetianischen Pallaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß, sie in einem eingeschlossenen Bezirke auf gute Art zu fangen und fest zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feyerlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen, augenblicklichen Eindrucke, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren und Wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten und warum sie sich daran ergötzen.

Die=

Dieses Spiel kann Menschen und Thieren leicht gefährlich werden. Bey dem engen Raum zwischen den Wagen darf z. B. nur ein Hinterrad ein wenig heraussstehen und zufälliger Weise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum seyn. Ein Pferd, das mit dem andern gedrängt herbeyeilet, sucht den erweiterten Raum zu nützen, springt vor und trift gerade auf das heraus stehende Rad. Der Berichterstatter führt als Augenzeuge einen Fall an, wo ein Pferd von einem solchen Choc niederstürzte, drey der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallenen wegsprangen und ihre Reise fortsetzten. Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle tod und mehrmahls haben Zuschauer unter solchen Umständen ihr Leben eingebüßt. Eben so kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß boshafte, neidische Menschen, einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen und es dadurch zwangen, umzukehren und an die Seite zu rennen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem Venetianischen Platze nicht glücklich aufgefangen wurden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, welches man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Gewöhnlich laufen die Pferde erst mit einbrechender Nacht ab. Sobald sie oben bey dem Venetianischen Pallaste angelangt sind, werden kleine Mörser gelöst. Dieses Zeichen wird in der Mitte des Corso wiederhohlt und in der Gegend des Obeliskes zum letzten Mahle gegeben.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher Zeitpunkt; es ist werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Blicken wir auf das ungeheure Gedränge im Corso zurück und sehen wir die nur für einen Augenblick gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt, so scheint Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß jede Equipage nur suchen soll, in ihrer Ordnung das nächste, ihr bequeme Gäßchen, zu erreichen und so nach Hause zu eilen: allein es lenken gleich nach abgeschossenen Signalen einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk und weil in dem engen Mittelraum es Einem einfällt, herunter, dem Andren aber herauf zu fahren, so können beyde nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigeren, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platze zu kommen. Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trift, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten. Und doch entwickelt sich

diese Verwirrung zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten und Jeder wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblicke an abgelegt und ein großer Theil des Publikums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidung; das ganze Paterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Man sieht ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balleten, Comödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo bis zum Puppenspiele und zur Sailtänzerbude herunter noch manche subordinirte Schauspiele.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Carnevals-Zeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbste offen und das Publikum kann seine Lust den größten Theil des Jahres hindurch einigermaßen befriedigen.

Die Festine, welche bey dieser Gelegenheit auch statt haben, sind große maskirte Bälle, welche einige Mahle in dem schön erleuchteten Theater Aliberti gegeben werden. Auch hier werden Tabarros sowohl von Herren als Damen für die anständigsten Masken gehalten und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte

Cha-

Charakter-Masken mischen sich darunter. Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl selten, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen. So zeigen sich hier Aegyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchos und Ariadne, die Tragische Muse, die Muse der Geschichte, Vestalinnen rc. mehr oder weniger gut und nach dem Costüme ausgeführt.

Die Tänze bey diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen nach Art der Englischen getanzt, nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistens etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken. Die Römer sind durch die pantomimischen Ballette an stark gezeichnete Gestikulationen gewöhnt, sie geben auch ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, welcher uns übertrieben und affektirt erscheinen würde. Niemand wagt leicht, zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat, besonders wird das Menuet von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis geschlossen, bewundert und am Ende applaudirt.

Wenn sich die galante Welt auf diese Art bis an den Morgen erlustigt hat, so ist man bey dem anbrechenden Tag schon wieder im Corso geschäftig, ihn zu reinigen und in Ordnung zu bringen.

Be-

Besonders sorgt man daß die Puzzolane in der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werden.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am Schlechtesten gehalten, vor den Obelisk; man setzt einen kleinen Knaben darauf und ein andrer Reiter mit einer Peitsche treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr um zwey Uhr Nachmittags, nach dem gegebnen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der schon beschriebene Zirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balken, Fenster und Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände ihren günstigen oder ungünstigen Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Meistens halten die Kutschenreihen schon zwey Stunden vor Nacht still, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr hereinrücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten wer-

werden; Jeder sucht, auf das Baldigste unterzukommen und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit größerer Sehnsucht als je. Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbey; die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sey, allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuschauer, weichen aus der Stelle. Alles ist ruhig, alles stille, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster; so sieht man hier und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit ist die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet. Die Balkone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, Jeder hält seine Kerze zum Fenster hinaus, alle Gerüste sind erhellt und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine krystallene Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem andren Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen gleichsam zur Betrachtung ihrer Schönheit einzuladen scheinen, die Bedienten bilden den Rand des Kutschendeckels mit Kerzen, offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich, unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zusammen gebundnen Röhren gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwey, drey Stockwerken. Nun wird es für Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favorit-

Verwünschung der Römer: Sia amazzato! hört man an allen Ecken und Enden wiederhohlen.

Sia amazzato, chi non porto moccolo! Es werde ermordet, wer kein Lichtstümpchen trägt! ruft Einer dem Andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrey: Sia amazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Zutrauen unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man, nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bey dieser Gelegenheit das Licht des Angezündenden wieder auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll: Sia amazzato, von allen Seiten wiederhallt, desto mehr verliehrt das Wort von seinem fürchterlichen Sinne, desto mehr vergißt man, daß man in Rom ist, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen in Kurzem an dem Einen oder dem Andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliehrt sich nach und nach gänzlich und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird hier sia amazzato diesen Abend zum Losungsworte, zum Freudengeschrey, zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Complimente. So hören wir spotten: Sia amazzato il Signore

Ab-

Abbate, chi fa l' amore oder einen vorbey gehenden guten Freund anrufen: Sia amazzato il Signore Filippo, oder Schmeicheley und Complimenten damit verbinden: Sia amazzato la Signora Angelica, la prima pittrice del Secolo!

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen, anhaltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter diesem unaufhörlichen Geschrey geht das Ausblasen und das Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne Jemanden im Hause, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beysammen, aus einem Fenster aufs benachbarte, überall sucht man über den Andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen. Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf Theile der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf, zu schreyen: Sia amazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweist; der Knabe behauptet die Freyheit dieses Abends und verwünscht nur seinen Vater desto ärger. Wie nun an beyden Enden des Corso das Getümmel sich verliehrt, desto unbändiger häuft es sich nach der Mitte zu und dort entsteht ein Gedränge, welches alle Begriffe übersteigt, ja selbst die lebhafteste Einbildungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler, immer ausgeblasener Kerzen, das Geschrey so vieler Menschen, die nur um so heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt den gesündesten Sinn schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten. Und doch, weil sich endlich Jeder mehr oder weniger hinweg sehnt, Jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erhohlung sucht, lößt sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bey einem wohl bereiteten Schmause an dem bald verbothenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

Dieses Fest, das erste der Art auf der ganzen Erde, hier in der lebhaftesten Darstellung dem Auge des Lesers in allen Scenen desselben in Gestalten, die sich vor ihm gleichsam bewegen, vorge=

geführt, wird für den Römer an neuem Glanze gewinnen, seit er seine Stadt wieder als den Stolz der katholischen Christenheit ansehen darf und von Fremdlingen befreyt ist, die seinem Ernste unerträglich und Störer seiner öffentlichen Freude waren.

Zur öffentlichen edlern Unterhaltung in Italien gehören die Improvisatoren oder Stegreif-Redner. Man legt einem Künstler der Art einen Gegenstand vor und kaum ist die Wahl desselben entschieden, so bildet sich aus dem Geiste des Improvisatore, im schnellen Drange des Wortes die Lösung der Aufgabe. Einige haben in dieser Kunst sich glänzende Nahmen erworben. Wer ihren höhern Charakter würdigen will, dem empfehle ich ein Werk der geistvollsten Dame Europa's, der Frau von Stael-Holstein. In ihrer Corinna, einer bezaubernden Dichtnng, in welcher man die Luft Italiens athmet, wird er sich in einen Kreis versetzt finden, in welchem lebendige Lust mit süßem Schmerz wechselt.

Auf der Pyrenäen-Halbinsel machten immer die Stiergefechte die Hauptvolksbelustigungen aus. Auch andere Länder Europa's kannten längst solche Spiele. Nicht zu gedenken der alten Spiele der Art, zu welchen die Römer Thiere aus den entlegenen Gegenden der Erde herbeyschafften, sind in Wien, Regensburg rc. bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ähnliche Belustigungen gewesen. Die edleren Gefühle, welche durch immer mehr

um sich greifende Bildung in den Gemüthern angeregt worden sind, haben diesen grausamen Schauspielen in Teutschland ein Ende gemacht, als sie noch in Portugall und Spanien bestanden. Doch läßt sich nicht läugnen, daß sie hier nicht so sehr das Herz empören, sondern vielmehr zum Belege körperlicher Gewandheit und Uiberlegenheit des Menschen über die blinde Wuth des aufgebrachten Thieres sind. Verwebt mit dem Geiste des Volkes werden sie sich als Vergnügen desselben auch noch für die Zukunft erhalten. Wir betrachten eine solche Stierhetze, wie sie vor der Spanischen Revolution am Sitze der königlichen Regierung gehalten ward:

Vor dem neuen Stadtthore von Madrid, Puerta de Alcala, erhebt sich zur Linken ein von außen mit Ziegeln, von innen bloß mit Balken etwas zusammen gefügtes Amphitheater, der Schauplatz für die Coridas de Toras oder Stierkämpfe.

Bey diesen Spielen erschienen, nachdem sich das Volk versammelt hatte, zwey Alguazils in Spanischer Tracht, mit dem Degen, dem Federhuthe, dem kurzen Spanischen Mantel und in schwarzer Kleidung. Sie entfernten das Volk, welches sich etwa noch auf dem Kampfplatz befand und hießen Jedermann Platz nehmen. Darauf folgten zwey mit Lanzen versehene Kämpfer zu Pferde, mit großen, runden Hüthen, in reicher Kleidung, die Toreros, zuletzt die mit rothen Mänteln bekleidete Matadors. So wurde das Amphi-

theater umschritten, das Publikum mit hohem Selbstgefühle begrüßt und in der Hauptloge dem Corregidor die Ehrenbezeugung dargebracht.

Nach der Entfernung des Zuges traten fünf Magistratspersonen, mit Stäbchen in der Hand, dem Zeichen ihrer Würde, ein, stellten sich in den Mittelpunkt des Amphitheaters und blieben hier in einer Linie neben einander stehen. In ihrer Gegenwart ward vom Scharfrichter das königliche Dekret verlesen, welches dem Publikum nochmahls die Erhaltung der guten Ordnung und Ruhe auflegte. Sodann kamen die zwey Lanzenträger zu Pferde wieder zum Vorschein. Hierauf ward das Thor eröffnet und der Andalusische Stier erschien.

Alle Blicke richteten sich jezt auf das furchtbare Thier, welches entweder dumm und betäubt vor dem Picador stehen blieb oder ihm mit einem Angriff drohte, aber blutig abgetrieben ward, oder mit Wuth auf den Picador losstürzte, der jezt zu Boden geworfen, sein Pferd Preis geben mußte, in dessen Eingeweiden, so wie in denen der Nachfolger, der Stier wühlte.

Hierauf kamen die Toreros oder die Stierkämpfer zu Fuße. Mit einer Gattung von Wurfspießen, mit Wiederhacken versehen, in jeder Hand, schritten sie beherzt auf den tobenden Stier los und steckten ihm in demselben Augenblick, als er sie mit seinen Hörnern zu spießen drohte, beyde Banderillas in den Nacken. Von diesen waren meh-

rere

rere mit Pulver gefüllt, entzündeten sich, sobald sie eingesteckt wurden, vermittelst einer Lunte und zwangen den Stier, durch die Qualen, die sie ihm verursachten, zu den sonderbarsten Bewegungen. Wüthend stürzte das Thier jezt auf die Toreros los, während sie sich ihren Angriffen zu entziehen suchten; oft sprang es selbst über die erste Barriere, hinter der sie sich verborgen hatten.

Zuletzt trat der Matador mit dem rothen Mantel in der linken, dem bloßen Schwerte in der rechten Hand auf. Er ging auf das zur äußersten Wuth gebrachte Thier gerade los, hielt ihm mit der einen Hand den rothen Mantel vor die Augen und stieß ihm, während dieses den Kopf neigte, um ihn abzuwehren, mit der andern Hand die Klinge in den Hinterkopf. Unmächtig erlag jezt der Stier. Hierauf zog der Matador den blutigen Stahl aus dem Nacken des erlegten Feindes, machte mit dem Ausdrucke des errungenen Sieges eine Verbeugung und ward mit klatschendem Beyfall vom Publikum begrüßt.

Sogleich kamen drey bereite Maulthiere, die das überwundene Thier auf die Seite brachten. Das Blut ward mit Sand überschüttet. Ein neuer Stier erschien nun auf dem Kampfplatze.

Zu dem nähmlichen Spiele ist zu Campo Pequeno, vier Meilen von Lissabon, ein hölzernes Gebäude aufgeführt.

Von den Tänzen der Spanier ist besonders der Fandango merkwürdig.

Er wird immer nur von 2 Personen getanzt, die sich nicht einmahl mit der Hand berühren, aber die Bewegungen, welche bey ihm statt finden, drücken Sehnsucht und Hingabe so lebhaft aus, daß alle Sinne dadurch gefesselt werden. Man liebt diesen Nationaltanz nicht bloß bey Vornehmen; er ist auch im Mittelstande, wie unter der gemeinsten Volksklasse, eine Hauptlustbarkeit, zu der Alles als Theilnehmer oder Zuschauer sich hinzudrängt. Die Tänzer klappern dabey beständig mit den Castagnetten und stampfen mit den Füßen.

Auch die Seguidillas sind Spanischer Nationaltanz. Man tanzt sie zu 8 Personen. Die 4 Paare stellen sich an die 4 Ecken und ahmen im Vorbeytanzen die Hauptfiguren des Fandango nach. Die Spanierinn, in ihrer Nationalkleidung, begleitet die Musik mit ihren Castagnetten und schlägt den Takt mit ihrem Absatz, verführerisch durch den Zauber ihrer Bewegungen.

Es erwartet uns nun ein neuer Schauplatz, der Boden des Hochgebirgs, besetzt von Völkern Teutscher Sprache. Im Innthale des Landes Tyrol spricht sich der Muthwille unter andern auch in Volksliedern und Volksgesängen, meistens längern Inhalts, auch in kürzern Gedichten aus, welche man, ihrer Kürze halber, überhaupt Ge-

sängeln oder Liedeln, im Salzburgischen und einigen Unterinnthalischen Orten Schnodahaggen oder Schnodahüpfl nennt und gewöhnlich in Gaßliedl oder Gaßlreim und in Spott = oder Trutzliedl abtheilt.

Strolz hält im I. Hefte des II. Bandes des schätzbaren Sammlers für Tyrol das Wort Schnodahaggeu der Bedeutung nach, für ein aus dem Stegreif gemachtes Spottgedicht, das durch seinen beißenden Inhalt gewöhnlich Zank und Schlägereyen verursacht und gleichsam vorsetzlich herbeyzieht. Im Unterinnthal pflegt man statt zanken oder hadern, öfter haggeln zu sagen. Es scheint also die Benennung Schnodahaggen nur die Bezeichnung der wirklichen Schimpf= und Trotzgedichte zu seyn. Schnodahüpfl faßt alle Arten dieser Liedchen in sich und entstand vermuthlich aus der wesentlichen Bestimmuug derselben; sie dienen nähmlich dem Landvolk durchgehends als Thema der Tanzmusik. Die Begleitung dabey besteht aus einer Zitter, einem Hackbrette, einer Schwegel, einem Paar Geigen, einem Basse, Maultrommeln und dergl., je nachdem die Musikanten= oder Spielleut= Truhe (so heißt hier und im angrenzenden Altbairischen Gebirgslande das ländliche Orchester, das aus einer großen Kornkiste besteht, auf welcher das Musikpersonale sitzt) mehr oder weniger stark besetzt ist. Sie werden vorzüglich bey öffentlicheu Tänzen gesungen. Einer von den Tänzern trit, sein Mädchen im Ar-

me, die Börse in der Hand, vor die Spielleute und wirft ihrem Director oder, da alle Einnahme ein Gemeingut ist, irgend einem von den Spielern, je nach seinem Vermögen oder dem Wunsche, sich hervorzuthun, bald mehr, bald weniger Geld zu. Im Unterinnthale zahlt ein Tänzer für jeden einzelnen Tanz, den er anfrümt (d. h. durch die Vorsingung eines Liedchens begehrt) manchmahl mehrere Kronenthaler, so daß die Summe, welche die Spielleute zur Vertheilung trift, oft für einen Tag über 50 fl. beträgt. Auf dieses sogenannte Auszahlen stimmt er in einer selbst gewählten Melodie sein Schnodahüpfl an, das die Musik sogleich einfallend begleitet, worauf er den Reigen, an der Spitze aller Tänzer, beginnt. Oefter, besonders bey den Zillerthalerischen Hochzeiten, bey denen oft über 300 Gäste erscheinen, (vergl. u.) ist der Saal oder die Tanzbühne so angefüllt, daß sich kein Paar von der Stelle bewegen kann. Der Zuschauer hört dann, des vielen Fußstampfens, beständigen Schnalzens mit der Zunge oder den Fingern und des lauten Jauchzens halber, nichts von der Tanzmusik und sieht bloß den Haufen gleich kämpfenden Hahnen gegen einander aufspringen. Bey einem freyern Raume hingegen machen sie verschiedene selbst künstliche Bewegungen und Sprünge. Form und Charakter des Tanzes wechseln, wie Sprache und Kleidung, fast in jedem Thale. Der wellenförmige Zug der Unterinnthalischen Tanzmusik scheint für den ländlichen Walzer sehr anpassend zu seyn.

Im

Im Zillerthale pflegen muntere Bursche merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke zu sammeln, in Reime zu stoppeln und dann bey einer feyerlichen Zusammenkunft im Wirthshause, bey abendlichen Haimgarten, Rockengesellschaften und anderen Zusammenkünften ohne alle Begleitung, außer höchstens der einer Baßstimme, abzusingen. Oft wird eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht, jämmerlich dabey hergenommen, man zieht ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durch; man verräth geheime Liebesverständnisse. Mädchen werden von herumschwärmenden Burschen in drolligen Einfällen und Schnacken geneckt, welche die ersteren Nachts unter ihren Fenstern laut sprechen.

Eine Lust eigner macht sich der Entlibucher bey seiner Posterli-Jagd, die zuweilen am Donnerstage in der vorletzten Woche vor Weihnachten erfolgt und zu den National-Sitten der Entlibucher gehört. Auf den Abend sammeln sich die meisten Junggesellen und junge Männer jeder Pfarre in ihren Dörfern und kommen mit einander überein, in welche Gemeinde sie hinziehen wollen. Gemeiniglich geht der Zug dahin, von woher auch sie im verflossenen Jahre einen Besuch bekommen hatten. Nun ertönt ein, die Ohren betäubendes Durcheinanderlärmen von Kühe- und Ziegenschellen, von Kesseln und Pfannen; es knallen armsdicke und klafterlange Geißeln; messingene Bleche werden an einander geschlagen. Alp- und Wald-

hör-

hörner machen das Getöse noch verworrener und so geht der Zug von mehr als hundert nervigen Jungen, deren Jeder etwas zum größern Tumult beyträgt, unter einem allgemeinen Gebrüll, das Berg und Thal erschreckt, nach dem bestimmten Ort.

Voll froher Erwartung des Besuchs steht eine große Zahl rüstiger Jünglinge im Dorfe und erst, wenn sich der wilde Zug nähert, verdoppelt sich das Geräusch von allen Seiten. In einer langen Reihe ziehen die fremden Gäste unter beständigem Jolen, Schreyen, Klatschen, Schellen und Hornen in das Dorf. Einer aus dieser Truppe stellt das Posterli in Gestalt einer alten Hexe, oder einer alten Ziege, oder eines alten Esels vor, bisweilen aber schleppt man diese poßierliche Maschine auf einem Schlitten nach. In einer Ecke des Dorfes läßt man das Gespenst zurück und das chorybantische Durcheinander hört auf.

Außer solchen äußerlichen frohen Auftritten, gibt es auch Lustbarkeiten, die eigentlich national sind. Dahin gehören besonders die Schwingfeste.

Froh sieht die Jugend, froh blicken ihnen die Hausväter und die im Kreise ihrer Kinder emsige Hausmutter entgegen. Gewöhnlich werden sie an den Kirchweihtagen einer Gemeinde gehalten. An diesen Tagen läßt sich dann der Reichere Küchlein, Krapfen und Nudeln schmecken.

Der National-Kampf wird unter den Umgebungen einer romantischen Natur gehalten. Der Bezirk ist eine große Wiese, in einem weit aufgeschlossenen, langen Thale, dessen Mitte ein mächtiger Waldstrom durchtoßt und dessen Seite von Ferne fruchtbare Hügel und Berge mittlerer Größe, an deren Abhang wie auf den Gipfeln sich friedliche Hütten für Menschen und Vieh amphitheatralisch erheben, ganz einzufassen scheinen, oder es ist eine einsame Gegend am Saume eines Baches, in dem sich Forellen spiegeln und der sich mitten zwischen einer wilden und anmuthigen Natur durchwindet, oder eine erhabene, mahlerische Aussicht darbiethet, oder die Spitze eines mittelmäßigen Berges, an dessen Fuß eine stattliche Dorfschaft ruht ꝛc.

Zwischen dem Tristenberg und Nesselstock, dem Lieblingssitz der großen Gentiana und besonders der schönen Rhododendros ferruginea, rauscht aus dem Vorberge, der Tritanne, in 2 Oeffnungen die berühmte Waldmer hervor, deren jugendlich wildes Gewässer sich und ihren Nahmen nach mancher Verheerung in der Reuß verliehrt. Der Urquelle fast gegen über starrt der vulkanähnliche Schratten mit seiner großen durchlöcherten, gespaltenen Felsenmasse, mit den weit aufgesperrten Grotten und den fürchterlich tiefen Klüften. In Mitte dieser Wunder steht freundlich und schmucklos eine kleine Kapelle, ein Tempel der Unschuld und der Einfalt des Herzens

für Hirten, welchen sich die Welt rund und schön hier zuschließt. In mannigfaltigen Gruppen wallt das Volk dahin, Große und Kleine, Arme und Reiche: denn ein solches Fest und die Theilnahme daran ist mit keinen Unkosten verbunden; es ist für Alle, und das gesellschaftliche Vergnügen wächst mit der Menge, die sich hier zusammen drängt. Oft begleitet die jungen Schwinger eine ländliche Musik von dem Dorfplatze aus zu dem ausgesteckten Rasen, wenigstens folgt ihnen immer der laute Jubel der begleitenden Schaar.

Feyerlicher ist es immer für Auge und Herz, wenn die lieben Freunde von Emmenthal hier einen außerordentlichen Schwingtag ansehen. Der Meister unter den Schwingern schreibt denn an dem andern Schwingmeister einen eidgenössisch-freundschaftlichen Brief, worinn er ihm den Wunsch eines friedlichen Kampfes unter gleichgestimmten Brüdern, die Wahl eines Ringplatzes und den Tag zu wissen macht. Gleich einem Hochwachfeuer auf Helvetiens Bergen eilt die Nachricht nach allen Gegenden. Wie sich der Hellenische Athlete vorbereitete zum festlichen Tage, an dem sein Körper durch Gewandtheit und Stärke aller Augen fesseln sollte, so geschieht es hier, daß sich die bessern Schwinger oft mit nahrhafteren Speisen nähren und gemächlicher leben, um mit mehr Kraft auszuhalten.

Am bestimmten Tage nun erscheinen die Schwinger von beyden Theilen. Ehe sie noch den Platz des Ruhmes betreten, erquicken sie sich im Wirthshause durch Ruhe und Wein. Einer bringt es dem Andern zu und stoßt den Becher an den des Nachbars (in Helvetien heißt es putschen, butschen, bütschen) und im lauten Jubel heben sie ihn empor, indessen eine frohe Musik alle Erbitterung wegschmeichelt.

Ruft nun die lang erwartete Stunde die Kämpfer zur ernsten Lust, so treten die Musikanten voraus und stimmen unter abwechselndem Jauchzen des Volks einen kriegerischen Marsch an; die Schwinger, jeder mit seinem Gegner Arm in Arm geschlungen, folgen Paarweise und den Zug schließt die Menge des weither gelaufenen, neugierigen Volkes.

Nun von dem, was jedem Schwingfest gemeinsam ist:

Sobald die Schwinger auf ihrem Bestimmungsorte dastehen, bildet sich um sie ein weiter Kreis von Männern und Jünglingen, Mädchen und Weibern. Von beyden Seiten wird eine gleiche Anzahl Kämpfer ausgewählt, z. B. 4, 6, 8, je nachdem man unter sich übereinkömmt. Die Schwächeren aus beyden Theilen machen den Anfang und die Stärkeren, der Ordnung nach, schließen den Kampf. Der vornehmste aus den Schwingern ist immer oberster Befehlshaber und in ver-

wickelten Fällen ihr Rathgeber. Wer zweymahl auf den Rücken fällt, muß vom Kampfplatz abtreten und ein neuer, an Kraft und Geschicklichkeit dem Gefallenen überlegner Schwinger mißt sich mit dem neuen Sieger, und so geht es fort, bis auf den letzten Kämpfer.

Wir treten unter die Zuschauer ein! Zwey rüstige Jünglinge erscheinen in der Mitte des Kreises, das Gefühl ihrer Mannhaftigkeit belebt sie, auf ihrem Antliz strahlt Vergnügen und Heiterkeit. Ihre Beinkleider sind fast bis zum Gurt aufgerollt, das Hemd ist am Halse geöffnet, die Aermel sind bis hinter den Ellenbogen aufgewunden, den Kopf umschließt eine Haube oder ein Schnupftuch, damit die fliegenden Haare nicht die Stirne umrollen. Freundschaftlich begrüßt Jeder den Andern, und mit dem Handschlag versprechen sie sich, den Kampf in Freundlichkeit anzufangen, fortzusetzen und zu vollenden. Flugs hascht jeder Schwinger nach seinem gesetzmäßigen Angriff und der Kampf beginnt in Ernst und Liebe.

Der Sieger wird im Triumphe zum freundschaftlichen Trunke geführt, wo Sieger und Besiegte sich gegenseitiges Lob ertheilen, friedlich Abschied nehmen und sich bald wieder zu versuchen versprechen. Dann gehen sie fröhlich auf ihre Alpen heim.

Ein großer Preis wird hier nicht errungen, oft wird statt dessen Geld zu Theil, oder ein mit Bän-

dern verziertes Schaf, das von der gewinnenden Parthey jubelnd nach Hause geführt wird. Am Meisten gilt es aber des Siegers und seines kleinen Stammes Ehre, dem Beyfall und der allgemeinen Bewunderung. Wer mehrmahls und zwar in mannigfachen Kämpfen als Sieger bestanden, wird von beyden Theilen unter freundschaftlicher Achtung in ihrer Mitte aufgenommen; sein Nahme wird von jedem Jünglinge, der schon mit ihm im Kampfe stritt, oder der zu einem wackern Schwinger heranwächst, mit einer gewissen Ehrfurcht ausgesprochen und als entnervter Greis steht er noch im Andenken jüngerer Schwinger, Väter erzählen von ihm ihren Kindern und sein Nachruhm dauert wenigstens ein halbes Jahrhundert fort.

Diese festlichen Lustbarkeiten wecken zugleich den Geist der Nation und heben ihre Kräfte: denn stark soll sich der Mann fühlen und geehrt durch seine Stärke.

Auch im Tyrol findet man Kampflust, aber nicht drückt sie sich so edel aus, als im Schwingen des Entlibuchers. Der Tyroler liebt das Haggeln. Dieses Wort bedeutet vorzüglich im Ziller- und Unterinnthale eine sehr gewöhnliche Art gymnastischer Uebungen, welche darinn besteht, daß 2 Personen vermittelst gekrümmter Mittelfinger der rechten Hand sich aus der gefaßten Stellung zu ziehen und dadurch ihre Stärke und Gewandtheit zu zeigen suchen. Schon von

früher Jugend an, verlegen sich Manche sehr emsig darauf: denn es gereicht zur größten Ehre, in einem ganzen Landesstriche als der versuchteste Haggler oder Raufer zu gelten; auch ist es nicht immer ohne allen Gewinn. Im Zillerthale wird oft eine Summe Geldes, oder es werden Kälber und Kühe zum Preise des Sieges bestimmt.

Die größten Hagmaier oder Raufer sind oft die gutmüthigsten Menschen und von einem solchen Stolze auf ihren Kampfruhm erfüllt, daß, diesen zu verletzen, Gefahr bringt. Bey großen Schlägereyen lassen sie sich meistens nur als Friedensvermittler auf Anrufen des Wirthes gebrauchen. Ihre Ueberzeugungsgründe pflegen bey solchen Gelegenheiten sehr einleuchtend zu seyn. Uebrigens behaupten sie strenge Neutralität oder übernehmen bey dem ungerecht angegriffenen oder dem übermannten Theile die Rolle eines Sekundanten. Gegen Einzelne gehen sie nie angriffsweise zu Werke, es müßten denn Eiferer ihres Kampfruhmes seyn. In diesem Falle aber fordern sie nicht bloß den Gegenwärtigen durch anhaltende Sticheleyen und trotzige Gesänge zum Zweykampf heraus, sondern schicken auch an weit entfernte berüchtigte Raufbolde eigene Bothen mit förmlichen Absagebriefen oder lassen auf einen Platz, der gewöhnlich ein stark besuchter Wallfahrtsort ist, laden, wo sodann beyde Streiter unfehlbar erscheinen und, nachdem sie sich einander halbtod gebissen und geschlagen haben, meistens

bey

bey einer Kanne Bier einen lebenslänglichen Angriffs= und Verbrüderungs=Bund schließen.

Raufen sich Einzelne z. B. geringfügiger Beleidigungen wegen, um deren willen sie es nicht der Mühe werth halten, einen langwierigen Gerichtshandel zu führen im Angesicht des versammelten Volks, so gelten hier eigene Gesetze und Regeln. Ueberschreitet diese ein Kämpfer, z. B. durch Beißen, Kneipen, Augenstechen, so werfen sich gleich einige aus der Versammlung zu Kampfrichtern auf und stehen nach fruchtloser Ahndung dem Uebervortheilten bey. Diese unzuläßigen Raufmittel bezeichnen sie mit dem Worte: schelmen.

Durch tolle Auftritte und Raufereyen zeichnet sich besonders im Zillerthale der Ziller=Kirchtag aus.

Lieber sind wir da die Zeugen der Freude, die in Helvetien den letzten Montag in der Fastnacht schmücken. Ihn heißen die Entlibucher Hirsmontag, die Lucerner und Zürcher Güdis=Möndig (von güden, geuden, schwelgen, prassen.)

Erst wallt Alles in die Kirche. Kommt man aus dieser zurück, so wird vor dem Hause in dem die Ortsbeamten gewöhnliches Gericht halten, die Schützenfahne ausgesteckt. Nun versammeln sich Jünglinge und Mädchen, Weiber und Männer, Kinder und Greise, auf dem Dorfplatze oder lagern sich um die steinerne Einfassung der uralten

Dorflinde, oder warten in nahe gelegenen Häusern den Hirsmontagbothen ab. Auf einmal entsteht ein Geräusch, die große Volksmenge theilt sich und durch alle Reihen ertönt es von Einem zum Andern im lauten Jubel: er kömmt! er kömmt! und siehe: auf einem stolzen Gaul, der mit Rollen und Blumenbüschen stattlich geschmücket ist, reitet er, ganz überbändert in städtischer Kleidung und mit einem von Blumen und kleinen Spiegeln schwer beladenen, aufgestülpten dreyeckigen Huth ausstaffiret, daher und hält von vollem Galop bey der ausgesteckten Fahne still. Freundlich begrüßen einige Geschworne den Gesandten und halten sein Pferd am Zaume, indessen der Wirth mit einer Bouteille Ehrenwein paradirt. Bevor er seinen Bericht abstattet, thut er sich mit einem Trunke gütlich, durchspäht mit schlauem, treffendem Blicke die große Volksmenge und biethet sowohl dem Jünglinge als dem Mädchen, die er in seinem Stachelgedichte lustig zu necken gedenkt, ein Gläschen Wein dar; darauf zieht er feyerlich seinen ein paar Bogen dicken Brief in Folio aus der Tasche. Seine Aussenseite ist mit dem Landeswappen, einem Buch und einem Kreuze, hochroth und grün bemahlet. Der Inhalt ist ganz in Reimen nach der platten Landessprache abgefaßt; er ließt ihn in einem lauten, singenden, langsam schleppenden Tone vor, um seiner Stimme mehr Vernehmlichkeit und Ausdauer zu verschaffen. Der Brief besteht erstlich aus einem Eingang, worinn die Sprecher die allgemeine Schweizergeschich-

schichte oder die besondere Landesgeschichte in Beziehung auf diese gegenwärtige Feyer berührt oder worinn er gleich das Betragen des letzt abgeschickten Bothen oder die Sitte der Gemeinde daselbst durch den Contrast mit einer schnackigen Prahlerey, durch Rühmen seiner eigenen Person und der Gemeinde, von der er gesendet ward, lächerlich macht.

Nach dem Eingang des Briefes folgen: die Possen, wie der Entlibucher sie heißt, d. h. satyrische Züge auf einzelne Personen, (vgl. was oben von den Tyroler Gesängen gesagt wurde) deren Thorheiten oder auch deren öffentliche Vergehungen seit Hirsmontagsfest des letzten Jahres durchgezogen werden. Oft gibt es in einem Briefe zehen bis zwanzig Possen, je nachdem der Sprecher mit allerley Thorheiten bekannt oder zum Necken aufgelegt ist. Sehr schlechte, mit üblem Rufe befleckte Leute, achtet man einer Aufnahme in das Possenspiel nicht würdig; nur reiht man sie bisweilen wie an einer Kuppel im Dorfbriefe zuletzt zusammen. Meistens werden ehrbare, oft die angesehensten Leute, darinn berührt. Ein stolzer Jüngling, der sich etwa schämt, dem Hohngelächter ausgesetzt zu werden, kauft sich oft mit Geld vom Sprecher los, dabey genießt er aber nur den Vortheil am Orte seines Wohnsitzes verschont zu werden, in der Gemeinde hingegen, von welcher der Bothe als Sprecher abgesendet wird, kann er sich dieser Ausnahme nie oder selten erinnern.

Ortsvorgesetzte zu necken, ist zwar dem Sprecher nicht erlaubt, doch darf er von diesem oder jenem, ohne jedoch den Namen zu nennen, charakteristische Eigenheiten auf eine feine Weise darstellen, wenn auch schon jedes Kind auf diesen oder jenen mit den Fingern hinzudeuten vermag.

Ist ein Posse zu Ende: so ruht der Sprecher ein wenig aus oder labt sich mit einem neuen Trunke Wein und dann bläßt er durch ein Pfeifchen oder ein Hörnchen zum Zeichen für das Volk, daß ein neuer Posse anfängt.

Endlich folgt der Beschluß; der Sprecher ermahnt hier die Gemeinde nach einer kurzen Uebersicht der Possen und schnackigen Einleitung zu mehr Sittsamkeit und zum Gehorsam gegen eine hohe Landesobrigkeit, damit sie fernerhin der Begünstigung werth bleibe, den so beliebten Hirsmontage nach alter Sitte zu feyern.

Sobald der Hirsmontagsboth seinen Auftrag vollendet hat, steigt er vom Pferde ab und übergibt dieses dem Amtsweibel oder einem andern Ortsvorgesetzten, der die Pflicht hat, dafür zu sorgen und dafür selbst verantwortlich ist. Hierauf besucht er in seiner majestätisch = grotesken Kleidung die von Leuten verschiedenen Alters vollgepropfte Tanzdiele. Ihm, als der vornehmsten Ehrenperson an diesem Feste, ist erlaubt, die schönste Dirne aus dem dichten Kreise rings um die Stubenwän-

de

de herum*) auszuwählen und mit ihr allein in wilden Springen herum zu wirbeln. Indessen die übrigen Paare auf die Seite weichen, müssen die Geschwornen oder Ortsvorgesetzten für den Ehrengesandten auf ihre Kosten ein öffentliches Mahl zurüsten, bey dem sie selbst mitspeisen.

Mag des Bothen boshafter Witz auch hier und da einen Jüngling oder ein Mädchen zu arg und zu bitter geneckt haben, so wird sich doch Niemand getrauen, ihm mit beleigender Unfreundlichkeit zu trotzen: denn an diesen Tage ist seine Person unverletzbar. Doch ist es bisweilen räthlich, daß er seine Heimreise beschleunigt, ehe das Dunkel der Dämmerung einbricht: damit er sich nicht etwa einem Steinhagel hinter einem nahen Zaune aussetzt. Deshalb kehrt er dann, auf seine Haut bedacht, am frühen Abend zu der Gemeinde, die ihn abgesendet, zurück. Dort bewirthen

*) Bey allen Tanztagen ist Sitte, daß fast alle Mädchen ungerufen und oft auch uneingeladen den Tanzboden besuchen und hier, eng an einander gereiht, einen Halbmond bilden. Jeder Jüngling findet dann hier sein Mädchen, muß sich aber öfter um den ruhigen Besitz dieser Beute mit einem Nebenbuhler herumbalgen. Sind etwa 18 Tänze vorüber, so wird ein mit Wein gefüllter Krug oder eine Flasche (die das Rüßi heißt) hergefordert und unter die Paare vertheilt, dann macht diese Tanzschaar einer andern Platz und die Mädchen schließen sich wieder an ihren alten Zirkel.

zhen ihn die Geschwornen wieder unentgeldlich und opfern ihm für seine Mühe ein kleines Geschenk an Geld. Mit fröhlichen Tänzen und unter dauerndem Jubel, den das Eccho der Berge zurückträgt, endigt sich das ländliche Fest mit dem Grauen des Tages.

Zu dem Feste gehörte auch der Stoß oder Schwung, bey dem folgendes vorging:

Sobald das Stachelgedicht am Ende war, ergriff der Fähndrich mit stolzer Selbstgenügsamkeit die am Wirthshause ausgesteckte Fahne. Die Tamboure rührten mit kriegerischen Wirbeln die Trommel, die Musikanten traten auf und entflammten durch Trompeten-Töne die Herzen der Helvetier, die Ortsgeschwornen riefen jeden braven Patrioten zum Kampfzug und stellten ihn in die Reihe. Mütter und Väter belebten ihre Söhne, jugendliche Menschen, welchen die Natur die Kraft zum Streite noch verweigert, sehnten sich nach der glücklichen Zeit, wo auch ihnen in der friedlichen Schlacht Ruhm zu Theil werden könnte. Oft schon traten als Theilhaber graue Väter mit 4 oder 5 kraftvollen Söhnen darinn auf. Unter Trommeln und blasenden Instrumenten erhob sich der Zug außerhalb dem Dorf auf eine geräumige Wiese, der verstellte Feind versuchte, sich hier zu nähern, mitten im streitfertigen Bataillon wehte die Kriegsfahne hoch.

Kaum hatte jede Kollone den ausgewählten Kampfplatz betreten und sich zum Angriffe gerüstet, so herrschte auf einmahl tiefes, ergreifendes Stillschweigen. Beyde Heere warfen sich insgesammt mit gefalteten Händen auf ihre Kniee und flehten nach Sitte der Väter um göttliche Hilfe. Jetzt schmetterte die Trompete! Der Wirbel der Trommel verkündigte den Angriff. Mit Schnelle des Blitzes sprangen sie auf, zogen Arm in Arm verschränkt, in enge geschlossenen Gliedern und mit auswärts gewölbter Brust, je wie Umstände und Kriegslist gebothen, mit wildem Druck an den Feind. Fürchterlich ward der Stoß; auf beyden Seiten wurden ganze Reihen der Vordern hoch in die Luft emporgehoben; oft wichen die Heere viele Minuten lang nicht, auch nicht um die Breite eines Nagels. Oft überzog das Antlitz selbst dunkelrothe Farbe, das starre Auge drängte sich aus der erweiterten Höhle. Vielen ward selbst um ihr Leben bange. So stand es eine Zeit lang, bis etwa ein neuer günstiger Stoß der hintern Mannschaft entweder das feindliche Heer durchbrach oder das Korps mit Uebergewalt zum Weichen zwang, oder sich durch eine feine Schwenkung glücklich einer Seite bemächtigte und sie von der übrigen Mannschaft zurückdrängte. Selbst Weiber, drohte den Ihrigen ein schädlicher Stoß, setzten der feindlichen Kolonne ihre ungleiche Kraft entgegen.

Sobald ein Zurückdrängen gelang, war die Schlacht zum Vortheile der Zurückdrängenden entschie-

schieden; flugs schwang der Fähndrich der siegenden Parthey die Fahne, die Geschwornen traten herbey und von ihren Lippen tönte: Friede! Friede!

Beyde Heere richteten sich nun wieder vom Streite in Marschordnung und zogen unter voller Musik und freudigem Jubelgeschrey in das Dorf. Wenn das fremde Bataillon durch die Gastfreyheit der Gemeinde seine erste Hitze mit Wein abgekühlt hatte, kehrte es mit seiner Fahne jauchzend nach Hause, ausgenommen jenen, die den Kampfplatz aus Feigheit nicht betraten. Nicht war es ihnen verstattet, sich nur auf der Tanzdiele blicken zu lassen.

Mehr als diese lauten Ausbrüche der Freude vergnügen die stillen Genüsse, welche mitten in einer großen, blühenden Natur dem Menschen zu Theil werden. Mehr losgerissen ist er hier von seines Gleichen, aber auch inniger, fester, hängt er zusammen mit der Thierwelt. Zurückgezogen von dem Lärm der Städte, oben in der heiligen Stille an Weide fruchtbarer Höhen auf Alpen und Almen, sieht er hinweg über das niedere Treiben und die wilde Leidenschaft bevölkerter Thäler und weithin gestreckter Ebenen. Der befreundete Ton ihm anvertrauter Thiere, Instrumente, die obgleich einfach, süß sein Gehör und seinen innern Sinn vergnügen und der Zauber der Liebe, schaffen auf den Bergen ein Leben, dessen Fülle der an das Geräusch gewöhnte Thalbewohner

ner nicht ahnet. Wenn Du versunken in den täglichen Lärm und das tägliche Getriebe Dich selbst kaum noch findest, weil alles um Dich woget und sich regellos dränget: so kehrt der Mensch hier in sich selbst zurück und findet überschwengliche Wonne. Hat nicht die Macht des Kuhreigens in Helvetien, wenn er tönet und wieder tönet, in dem zartfühlbaren Gemüthe, hat nicht diese Macht sich siegreich bewiesen auch an Ufern, in denen fern von der Heimath fremde Fluthen sich wälzen? Hat sie nicht aufgeregt Liebe zur verlassenen Heimath und jene in Helvetien unter dem Nahmen des Heimwehes bekannte Krankheit? Hat nicht der laute Nachruf des Senners oder der Senndirn von der Alp, wiederholt, gleich einem Lauffeuer, von Berg zu Berg, tiefe Furchen, aber ohne Schmerz, gegraben in das Herz eines Jeden, so daß den Glücklichen, die diesen Laut vernahmen, nie wohler war, als hier?

Man muß auf der Alp gewesen seyn, man muß Zeuge gewesen seyn, des stillen Glücks, das hier blüht, um noch zu schwelgen in der Fülle der Erinnerung. Vorzüglich muß man Helvetiens Höhen, dann jene Salzburgs und Tyrols betreten haben.

Versetzen wir uns einen Augenblick nach Tyrol! Hoch steigen die Gebirge auf, auf ihren Häuptern ruht ewiger Schnee. Aber unter der Schneegränze: welch frisches Leben, welche reiche Vegetation! Wo könnte das Vieh besser gedeihen, als

als hier, wo ihm die kräftigste Nahrung sproßt? Man führt es daher auch auf den so reichlich Frucht tragenden Theil der Alp. Aber nicht gleichgültig ist der Gebirgsbewohner bey dem Zeitpunkte, indem er sein Vieh dahin führt oder es von da glücklich zurückkommen siehet. Der Aufzug wie die Rückkehr sind ihm schöne festliche Tage. Man denke sich lebhaft die muntere, freundliche Natur-Scene! Bey dem Rückzuge tritt voran der Melcher oder Senn mit einem Stocke, ihm zunächst folgt die Maierkuh oder diejenige Kuh, welche das Jahr hindurch bey dem Kuhgefechte *) die meisten Siege erfochten. Sie ist von den übrigen durch ihren Kopfputz und eine am Halse hängende ungeheure Schelle unterschieden; hierauf folgen die übrigen Kühe nach der Ordnung. Ein großer Theil davon ist ebenfalls mit Schellen, Glocken, Blumensträußen und gestickten Schellriemen versehen. An diese schließt sich der Galterer oder Wärter des jungen, noch unträchtigen Viehes, mit seinem Galtvieh, Kälbern und Stieren an, die statt eines Alpgeschmeides alle Ketten des Alpviehes zu tragen haben. Dann kommt der Gaiser mit den Ziegen, der Schaffer (Schäfer) mit dem Wollenviehe, endlich die Saudirn (Schweinmagd) die

*) Diese Gefechte erhalten mit die Ordnung auf den Alpen. Das siegreiche Thier, welches als Preis mit einer Glocke behangen wird, erlangt dadurch unter seines Gleichen eine solche Achtung, daß sie ihm mit dem größten Gehorsam folgen.

die mit den Schweinen immer den Zug schließt. Ist während der Alpenzeit kein Unglück erfolgt: so ist der Abzug wie der Aufzug allenthalben festlich; allenthalben begrüßt man die fröhliche Menge und empfängt die glücklich Rückkehrenden mit den Ausdrücken herzlicher Freude.

Ein Vergnügen anderer Art, als dasjenige, welches im Schooße einer reichen und großen Natur genossen wird, ist dem nördlichen Russen gestaltet. Er ergötzt sich nicht an der mit wuchernden Grün bedeckten Alpe, sondern an seinem winterlichen Eisberge. In Petersburg wird gewöhnlich zu der Butterwoche oder zum Karneval jedes Jahres ein solcher Eisberg auf der Newa aufgeführt. Er besteht aus einem cubischen, etwa 6 Faden hohen Balkengerüste, an einer Seite mit einer Treppe zum Hinaufsteigen, an der andern mit einer etwas welligen Bretterdachung zum Herabfahren. Die Dachung wird mit gesägten Werkstücken oder Fließen mit Eis belegt und damit sie spiegelglatt wird, mit Wasser übergossen. Wo sie das Eis der Newa erreicht, ist eine spiegelglatte, gerade, etwa 100 Faden lange Bahn vor derselben. Die Fahrenden setzen sich oben auf einen 2 Fuß langen, einer Hand breiten, hohen Schlitten und die Eigenthümer der Berge geben ihnen zum Abstoßen die erforderliche Richtung. Die Fahrt ist so schnell, daß man kaum Athem hohlen kann und der starke Schuß verlängert die Fahrt oft bis an das Ende der Bahn. Wird der Schlitten nicht

gerade abgestochen, oder hält man die Füße nicht hoch und gerade genug, so kann man umwerfen und Hals und Bein brechen oder den Kopf zerschlagen, doch ist ein solches Unglück äußerst selten. Nach der Fahrt steigt man mit dem Schlitten unter dem Arm wieder die Treppe hinauf, zahlt abermahl einen Kopeken und beginnt die rasche Fahrt auf das Neue.

Dieses Vergnügen sagt dem Volke so zu, daß selbst das gemeine Frauenzimmer und die jungen Leute besserer Stände Theil daran nehmen. Einige junge Leute sind in den Fahrten so geübt, daß sie den Berg ohne Schlitten mit Brettern unter den Füßen oder auf Schrittschuhen stehend herunter glitschen.

Die Newa ist um die Eisberge mit Menschen, Wagen und Schlitten fast bedeckt: denn die meisten Einwohner von Petersburg finden sich hier als Zuschauer ein. Wenn daher die Butterwoche in einem gelinden Winter frühe und bevor das Eis die erforderliche Kraft erhält, einfällt, so werden die Eisberge an den Ufern angelegt.

Außer diesen Eisbergen auf der Newa, die unter der Aufsicht der Polizey stehen, werden auch kleinere und von den Kindern und dem Gesinde selbst auf den Höfen der Häuser gemacht.

Zu den Winterlustbarkeiten des Europäers gehört vorzüglich auch das in der neuesten Zeit immer weiter verbreitete und auch als gymnische

Uebung

Uebung vortheilhafte Schrittschuhlaufen. Besonders ist dieses in Holland Lieblingslust.

Wenn hier im Winter die vielen Kanäle zufrieren, so verändert sich die Steifheit und Schwerfälligkeit der Einwohner in Beweglichkeit, Behendigkeit, Gelenkigkeit. Auf den zugefrornen Ebenen ergeht sich Alles in Lust. Selbst die Bauern kommen auf Schrittschuhen in die Stadt und kehren eben so wieder zurück, Damen und Stutzer unterhalten sich mit der Appetit erregenden Uebung vor Tische und Kinder, die in einer andern Jahrszeit sich lieber rädern ließen, als daß sie einer Kutsche auswiechen, bewegen sich hier munter. Es gibt Leute, die so von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft reisen, während sie im übrigen Jahre im Stande sind, lieber lange Stunden hindurch mit der Pfeife im Munde am Ufer des Kanales zu stehen, ohne einen Fuß aus der Stellung zu setzen, worin sie denselben setzten, als sie hier eintrafen, um die Barke zu erwarten, die von da abgehen soll, Leute, welche sonst nicht einen Schritt zu Fuße gehen wollten. Diese auf dem Eise reisenden Läufer haben Schrittschuhe, die unten mit einem langen, polirten, schmalen und vorne in die Hohe gebogenen Eisen beschlagen sind. Es hat Leute gegeben, welche 5 Meilen in einer Stunde gelaufen sind; die schnellsten Pferde kommen nicht nach.

Ein zum Theil halsbrechendes Vergnügen gewähren die Russischen Schaukeln, die man anderwärts

wärts nachgeahmt hat. Vorzüglich in der Osterwoche ergötzt sich das Volk in dem Kaisersitze damit. Für dasselbe werden an mehreren Orten in Petersburg, vorzüglich auf dem Isaksplatze, Schaukeln, Schauspiele und Seiltänzerbuden errichtet, in der nächsten Woche aber wieder abgebrochen. Die Polizey hat die Aufsicht über diese Vergnügungen.

Man hat Schaukeln von perpendikularer, horizontaler und schwingender Bewegung. Die perpendikularen Schaukeln bestehen aus ein Paar gabelförmigen, 2 und einen Faden hohen Säulen, auf welchen eine horizontale Achse liegt, in der sich 2 Paar Stangen kreuzen, an deren 4 Ecken ein Sessel in der Form eines Schrankes an einer beweglichen Achse hängt. Auf jeden Sessel setzen sich 2 Personen und da die Mannspersonen dem Frauenzimmer mit den Schaukeln eine Galanterie zu machen pflegen, meistens ein freundschaftliches Paar. Wenn 4 Paare Schaukellustige sitzen, so drehen die Schaukler die Achse auf den Säulen mit Händekraft, oder durch ein Kamm- oder Drillrad. Dadurch schweben die Geschaukelten in fortgehender Bewegung in einem perpendikularen Kreise, bald nahe über der Erde, bald 5—6 Klafter hoch in der Luft. Viele werden schwindlich und steigen bald ab; andere lachen, schwätzen und bleiben so ruhig, als ob sie im sichern Zimmer säßen. Man wendet zwar alle Vorsicht an, daß es den Schaukeln nicht an Festigkeit fehlt; doch darf nur der

Strick, woran die Bank hängt, brechen, oder der, welcher vor die Geschaukelten gezogen wird, reissen oder aus seinen Angeln weichen, um Unglück zu verursachen. Doch trägt sich dieses selten zu.

Die horizontalen Schaukeln haben völlig den Mechanismus des Kreisrades einer Roßmühle und werden durch Drillräder oder Händekraft im Kreise gedrehet. Die vollkommnern haben an den Händen der 6 oder 8 horizontalen Arme Stühle, kleine Wagen, Schlitten, gesattelte Pferde, Hirsche, Schwäne und andere Thiergestalten, auf welchen die Liebhaber theils mit Zügeln und Peitschen, 4 Fuß hoch über der Erde im Kreise vergnügt umher fahren oder reiten. Einige hängen kleine Wagen an die Enden der Stangen und fahren so an der Erde rund um. Unter den Queerarmen der Schaukel ist eine stehende Walze mit einer kleinen Sinesischen oder andern Hütte, diese mit einer kleinen Gallerie umgeben, die mit der Walze rund um geht. In der Hütte und auf der Gallerie sind närrisch gekleidete Musikanten oder bloß verkleidete Lustigmacher, welche blasen, sich necken, allerley Possen und Zoten treiben, an denen der Pöbel Gefallen findet. Diese Kerl werden, ohne vom Schwindel ergriffen zu werden, den ganzen Tag hindurch nahe an der Achse herumgedreht.

Die schwingenden Schaukeln sind die auch bey uns allgemein üblichen und unterscheiden sich nur

durch

durch die Sitze der Schaukelnden in Kabriolen, Kutschen, Gondeln u. s. f.

Diese Schaukeln — ein Vergnügen, welches auch im Orient statt findet, sagen dem Geschmacke des Russen so sehr zu, daß man nirgend einen so zahlreichen Haufen in seinem natürlich frohen Sinne so sehr als bey dieser Lustbarkeit sehen kann. Auch die vornehmeren Classen pflegen sich als Zuschauer einzufinden, so daß die nahen Strassen immer von Kutschen bedeckt sind.

Manchmahl artet die Freude des Volks in Lärm und in Streit aus. In solchen Fällen lassen die Polizeybedienten durch die überall vertheilten Brandspritzen auf den lärmenden Haufen Wasser spritzen, wo sie dann gleich ohne Treffen und Friedensschluß auf ganz verschiedenen Wegen aus einander stäuben und die Fehde vergessen.

Schaukeln, die den beschriebenen ähnlich sind, sieht man in den meisten Gärten der Großen und der Landhäuser, Schwingschaukeln aber fast in allen Hausgärten und auf Höfen.

Zu den lustigen Unterhaltungen, die sich uns in Baiern zeigen, gehören einige, welche nothwendig Lachen erregen, das sogenannte Sacklaufen, bey dem Jeder bis an die Lenden in einen Sack gebunden ist, das Hosenlaufen, bey dem 2 in einem Paar Hosen stehen und das Tellerlaufen, wobey Jeder einen runden, hölzernen Teller auf den

den Kopf setzt, auf dem Teller liegen einige rund abgeschälte Rüben, von denen er im Laufen keine verliehren darf.

Von mannhaften kriegerischen Vorspielen ist der Baier auch Freund. So wie der Tyroler seinen Stutzen so liebt, daß er ihm selbst die Benennung seines Brotvaters gibt, so übt sich der Baier aller Orten auf seinen Schießstätten. Es werden oft große Schießen gegeben und an die Hauptplätze guter Schützen ausgeschrieben. Hier den ersten Preis zu erhalten, ist ehrenvoll. Das Kegelspiel ist auch stark verbreitet; besonders aber das sogenannte Langaus gewöhnlich, welches oft mit ansehnlichen Wetten verbunden wird. Die Kegelstätte hat für dieses Spiel ihre besondere Breite und ist in der Mitte gebrettert. Die Kegel selbst stehen sehr weit aus einander. Der Spieler schiebt die Kugel nicht, sondern wirft dieselbe. Der Hauptvortheil dabey besteht im Drehen mit der Hand, damit die Kugel in die Kegel eine schiefe Linie beschreibt.

Das Pferdrennen ist auch ein Lieblings-Schauspiel. Aus der ganzen Gegend strömt das Volk herbey, Zeuge eines größern Rennens zu seyn. Eines der sehenswürdigsten, welches mit den Wettläufen Britanniens ganz verglichen werden darf, ward von dem zu München errichteten landwirthschaftlichen Verein veranstaltet.

Im

Im Krainer-Lande verschönert die Freude die Arbeit, welche die Abende des Winters ausfüllt. Wenn abgegessen ist, versammeln sich die Mägde zum Spinnen, die Tische in dem Hause, wo man zusammen kommt, werden aus der Stube geräumt und man sitzt nun bis Mitternacht beysammen. Dabey bleibt dann aber auch die männliche Jugend nicht weg, sondern findet sich von dem Feste der heiligen 3 Könige an ein. Dann setzen sich immer Paar und Paar zu einander, Musik und Tanz verkürzen nun die Arbeit. Einer nähmlich steht mit seiner Dirne auf, tanzt seinen Reigen und setzt sich dann wieder zum Spinnen, diesem folgt ein andrer. Dieses geschieht alle Wochen einmahl, zweymahl und wohl auch öfter. Nach Mitternacht begleitet Jeder seine Schöne nach Hause und trägt ihr gewöhnlich die Kunkel oder den Rocken. Das Ende der öffentlichen Spinnparthien macht ein großes Gelag. Die Mägde legen halb so viel, als die Knechte zusammen und kaufen ein Fäßchen oder auch wohl einen Saum ein, d. h. so viel, als einem Saumroß aufgeladen wird, dabey machen sie sich Montags Abends in der Fasten wacker lustig. Sie nennen dieses: das Gespinst aufheben. Von dieser Zeit an spinnt Jedes in seinem Hause.

Im nördlichen Teutschland, vorzüglich im Dithmarschen, macht sich der Landmann mit dem Ringstechen ein jährliches Vergnügen. Die Stelle

des

des Ringes vertrit gewöhnlich eine hölzerne oder eiserne Scheibe von beliebiger Größe. Sie ist mit 5 Löchern und oben mit 2 Federn versehen, deren Strebkraft von einander abwärts gerichtet ist. Zwingt man diese Federn in irgend eine Oeffnung, so wird man sie nur mit einiger Gewalt wieder herausziehen können, weil sie an die Seitenwände andrücken. Man dreht eine hölzerne Kapsel oder Röhre, zwängt die Federn hinein und hängt jene an einem Stricke auf, der zwischen 2 Pfählen befestiget ist. So hängt die Scheibe frey und zum Wegreißen bequem, wenn sie aufgespießt wird. Die Kämpfenden versehen sich mit einem Stecher oder einem kurzen runden Spieß von Holz, dessen Dicke mit der Weite der 5 Löcher ziemlich übereinkommen muß und setzen der Reihe nach ihre Pferde oder ihre Füße in die schnellste Bewegung, um mitten im Laufe nach einem von den bestimmten Löchern zu stechen; erst nach dem obern linker, dann rechter Hand, dann nach dem untern linken und endlich nach dem mittlern und zwar nach diesem dreymahl. Wer folglich in der bestimmten Folge der Löcher und in den wenigsten Anläufen seine 6 Stiche zu Stande bringt, jedesmahl dabey die Scheibe aus der Kapsel bringt und auf dem Stecher fortnimmt, ist Sieger. Nach dem untern Loche rechter Hand wird nie gestochen, es ist mit Schimpf, ja wohl auch mit Strafe verbunden, die Scheibe dadurch herunterzubringen.

In Nordteutschland vergnügt man sich auch im Winter, wenn Moräste und Graben fest zugefroren sind, mit einem Kampfspiele, welches im Grunde nichts als eine ebne Fläche und zum Materiale Kugeln von hartem Holze voraussetzt, welche eine Schwere von 6 — 32 Loth haben, durchlöchert und mit Bley ausgegossen sind, die Spielenden bilden 2 Partheyen und stellen Mann gegen Mann. Man setzt Anfang und Ende der Wurfbahn fest und es kommt nur darauf an, welche Parthey ihre Kugel mit den wenigsten Würfen an das oft $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meilen entfernte Ziel bringt.

Diejenigen, die nicht am Wurfe sind, gehen auf der Bahn voraus, zeigen dem Werfer die beste Stelle an, wo die Kugel bey dem Werfen noch weiter rollt und geben auf die fallende Kugel acht. Man hat 3 besondere Spiele oder vielmehr 3 Werfarten: denn man wirft unter und über der Hand mit einem Schwunge. Nach Uibereinkunft wirft man auch wohl vom Ende der Bahn wieder zum Anfang zurück.

Werfen nun 2 Personen gegen einander, so wird das Ziel minder weit gesteckt.

Im Dithmarschen ist dieses Spiel verbreitet und eine Dorfschaft sucht nicht wenig Ruhm darin, wenn sie der andern den Rang im Ihsboßeln ablief. Man sieht Knaben verschiedener Dörfer im Handgemenge über den Sieg. Das Spiel dient

übrigens

übrigens zur Gesundheit und körperlichen Ausbildung, vorzüglich, wenn auch die linke Hand gebraucht wird. Die Schwere der Kugeln richtet sich nach der Kraft des Knabens oder des Jünglings, doch nehmen auch Alte Antheil.

Ende der II. Abtheilung des I. Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keyser, Georg Heinrich,

Geographische Unterhaltungen zur Belehrung für Liebhaber der Erdkunde

Bd.: 1,2

Augsburg 1814

Hbks/X 5 z-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430938-5